

VÖGELEKULTURBULLETIN

ALLES AUSSER GEWÖHNLICH

Ein erfülltes Leben, der perfekt gesunde Körper, die ideale Schule für die Kinder... Wir leben in einer Gesellschaft mit überzeichnetem Optimierungswillen. Hoch gesetzte Ziele gelten als wünschenswert und die Normalität scheint nicht mehr zu genügen. Diese Rastlosigkeit des Vergleichens und Verbesserns führt vermehrt zu Unzufriedenheit und Stress.

Ab Ende Mai 2018 hinterfragt die nächste Ausstellung, was «optimal» überhaupt bedeutet und ob die ambitionierte Selbstoptimierung zufrieden macht. Ist die Perfektionierung dem Menschen eigen oder wird das Streben danach von aussen diktiert? Wie kommt es zu dieser Optimierungskultur und wer profitiert davon?

Die Ausstellung schärft das Bewusstsein für die heute fast alltägliche Pflicht zur Selbstverbesserung und fordert auf, darüber nachzudenken:

**Was willst Du wirklich? Was macht Dich einzigartig?
Und was geschieht, wenn Du Dich darauf konzentrierst?**

HALLO, NACHBAR!

**Der tägliche Tanz
um Nähe und Distanz**

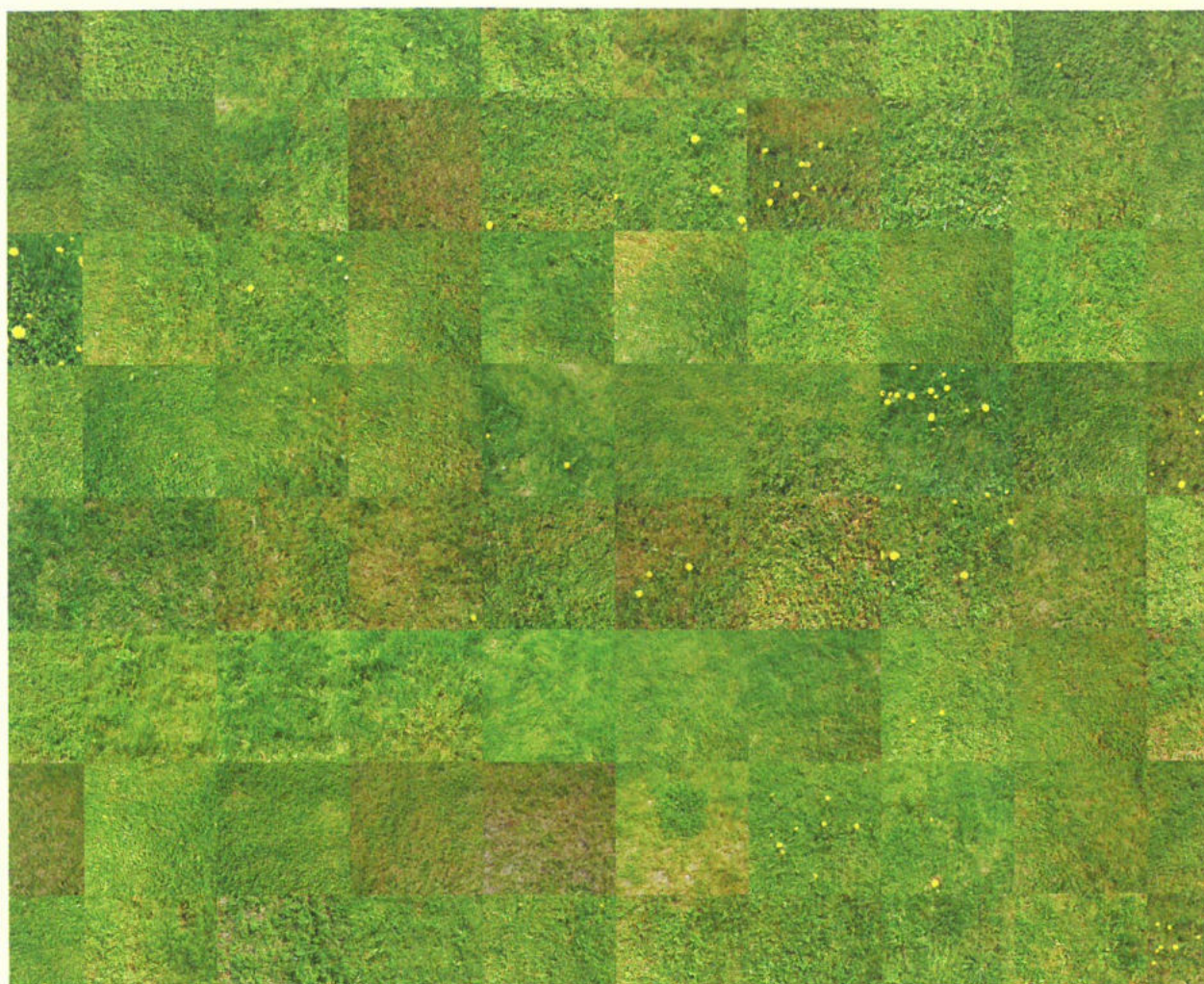
Die Ausstellung im Vögele Kultur Zentrum
26.11.17 – 25.3.18

VÖGELEKULTURZENTRUM

www.voegelekultur.ch

Pfäffikon SZ

Blick über den Zaun



Stéphanie Beaulieu, *Vert Voisin VI*, (Ausschnitt), 2017. Digital Print.

→ Werk in der Ausstellung

Ausgehend von der Redewendung «Le gazon est toujours plus vert chez le voisin» reflektiert die Künstlerin Stéphanie Beaulieu über unser vergleichendes Verhalten und ordnet dieses in grössere Kontexte ein. Dass wir Menschen uns beständig in Bezug zu anderen Menschen setzen, ist eine natürliche Eigenschaft. Über dieses Vergleichen formulieren wir Erwartungen und Ziele, kontrollieren unser Verhalten und schätzen ein, was «normal» ist.

Die Möglichkeiten sich mit anderen zu messen, haben in den letzten Jahren rasant zugenommen. Längst vergleichen wir uns nicht mehr nur mit dem Nachbarn über den Zaun hinweg. Die

digitale Vernetzung und Online-Plattformen, wie z.B. Facebook, ermöglichen dies scheinbar weltweit. Wahrheiten können dabei nur noch schwierig von gefälschten Fakten unterschieden werden. Stéphanie Beaulieu ruft mit ihren Installationen dazu auf, dieses oberflächliche Vergleichen zu hinterfragen und kehrt mit *Vert Voisin VI* zu den Wurzeln des Zitates «Le gazon est toujours plus vert chez le voisin» zurück und dokumentiert fotografisch unterschiedliche Rasenstücke aus ihrer Nachbarschaft. So ist für einmal ein ganz direkter Vergleich der Grünflächen möglich und die irrtümliche Aussage der Redewendung wird entlarvt. *sk*

Für die erste Arbeit der *Vert Voisin*-Serie schnitt **Stéphanie Beaulieu** (*1974, Montreal, Kanada) in über 3000 Gärten kleine Rasenbüschel ab und konservierte sie in Gläsern. Ausgehend von Objekten des täglichen Lebens, wie zum Beispiel Teebeutel, Haaren oder Teilstücken von Vorgärten, untersucht die Künstlerin Eigenschaften und Unterschiede von Gemeinschaften.

Inhalt

5
Liebe Nachbarn
Monica Vögele

7
Mit Abstand am besten
Nina Wiedemeyer

9
Fassadenbilder
Jean-Lucien Gay

10
Schicksalsgemeinschaft
– I like!
Ludwig Hasler

12
Der Nachbar
Franz Kafka

14
Vom Ich zum Wir:
«Gemeinsam etwas gestalten
– das ist dann Alltag»
Stephanie Ringel im Interview
mit Matthias Drilling

20
Nähe und Distanz
Alain Claude Sulzer

24
Gleich & gleich
gesellt sich gern
Sebastian Kurtenbach

28
Wer ist eigentlich
meine verrückte Nachbarin?
Björn Stephan

33
Die Wiege des Teilens
Köbi Gantenbein

36
Wer kling-klingelt denn da?
Yves Bossart

37
«Ich habe einen Traum»
Hans E. Widmer

42
Geliebter Feind
Jürgen Manemann

45
Seite an Seite
Bernhard Gurtner

47
Mit Scharf
Petra Ivanov

50
Rückblick auf die Vernissage
«alles zur Zeit»

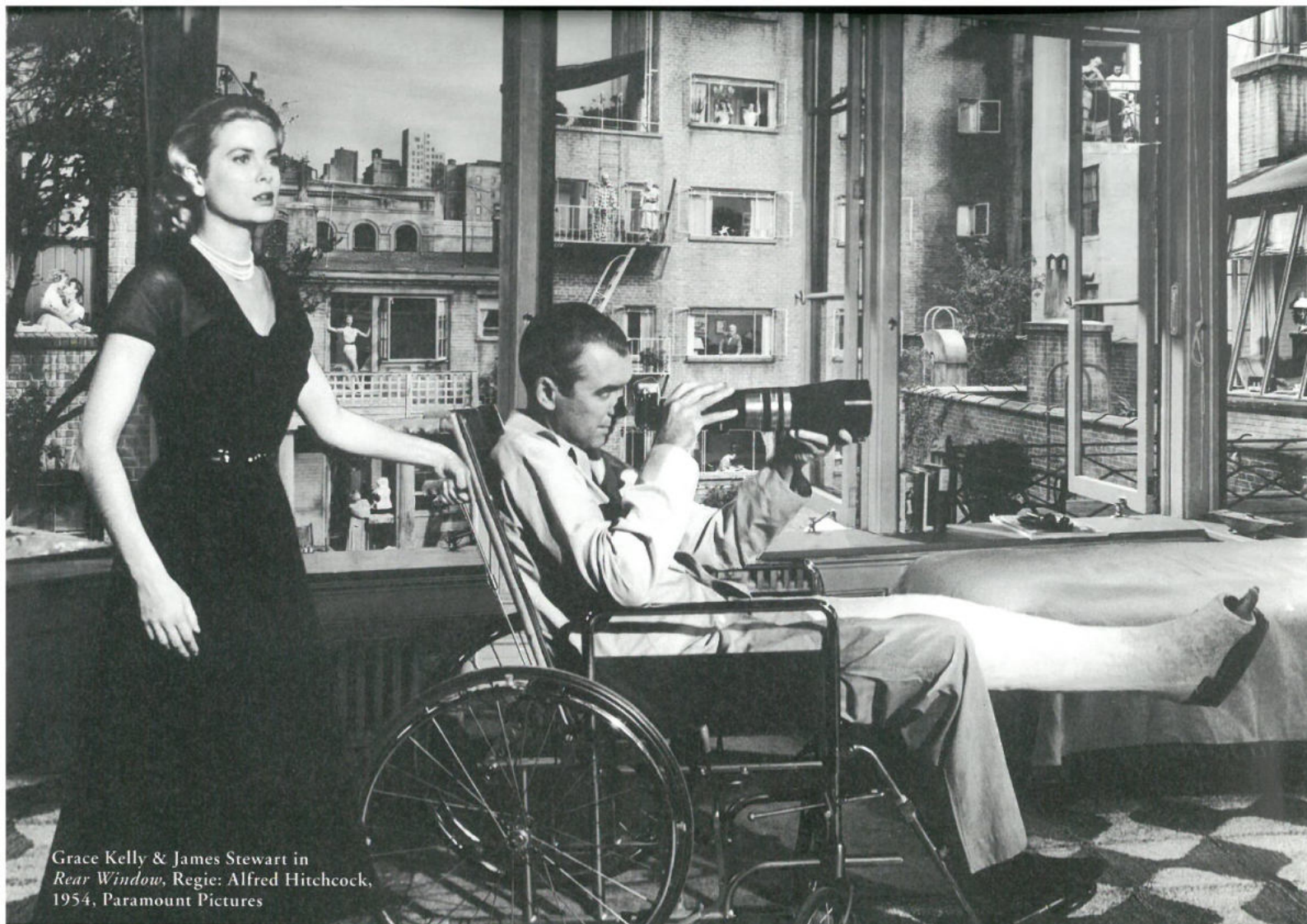
→ Lesen Sie auch auf www.voegelekultur.ch:
Werden die Menschen intoleranter?
Der Anwalt Mathias Birrer streitet sich für
seine Klienten wegen Kuhglocken, wuchernden
Wurzeln und bösen Gerüchen.

In der Ausstellung zeigen 20 Künstlerinnen
und Künstler ihre Werke. Einige Arbeiten finden
Sie in diesem Bulletin:

- | | |
|----------------------|--|
| 2 Stéphanie Beaulieu | 32 ZHAW Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften |
| 6 Anke Heelemann | 40 Stephan Schenk |
| 13 Norman McLaren | 46 Jean-Frédéric Schnyder |
| 18 Arne Svenson | |
| 26 Kateřina Šedá | |

Informationen zur Ausstellung
und zum Vögele Kultur Zentrum:

- 52 Veranstaltungen, Führungen
- 54 Abos, Anfahrt, «Gut zu wissen», Kontakt



Grace Kelly & James Stewart in
Rear Window, Regie: Alfred Hitchcock,
1954, Paramount Pictures

«Wenn kein Feind mehr da ist, dann sucht man ihn im Nachbarn.»

Bertolt Brecht (1898–1956) war ein deutscher Dramatiker, Librettist und Lyriker.
Zusammen mit Helene Weigel gründete er das Berliner Ensemble.
Eines seiner wichtigsten Werke ist *Mutter Courage und ihre Kinder*.



Liebe Nachbarn

Monica Vögele

Da war Licht im Nebenhaus. Auch stand das Garagentor offen. Etwas, was wir seit Jahren nicht mehr beobachten konnten. Eine – ich muss gestehen – wunderschöne Schäferhündin machte sich eben auf, unseren Garten zu erkunden. Ach ja, wir hatten im Dorf munkeln gehört, das Grundstück neben uns habe neue Besitzer gefunden. Eine dreiköpfige Familie. Unterländer wie wir. War es mit der kompletten Ruhe, an die wir uns über Jahre genussvoll gewöhnt hatten, nun vorbei? Unser manchmal fast schon asozialer Rückzug auf unsere kleine Alp schien bedroht zu sein.

Um im Sinne von Schopenhauers Parabel (siehe auch Seite 42) mit den Stachelschweinen zu sprechen: Ich gehöre zweifelsohne zu jenen Tieren, die etwas längere Borsten haben und somit auch etwas mehr Distanz zum Nachbarn halten. Auch waren meine Erfahrungen mit den Vorgängern der neu Zugezogenen nicht nur die angenehmsten. Manch fröhliches «Guten Morgen, auch auf dem Weg zur Piste?» unsererseits war mit einem leicht mürrischen Blick und stummen Mund ihrerseits quittiert worden. Schnell hatten wir uns angewöhnt, möglichst ungesehen ins Haus zu huschen, unsere relative Abgeschlossenheit zu zelebrieren und uns möglichst keine Gedanken über unsere Nachbarn zu machen.

Doch damit war es jetzt ganz offensichtlich vorbei. Bereits unsere erste, ganz zaghaft auf der Strasse ausgesprochene Einladung zu einem Willkommensdrink wurde freudig angenommen und spontan noch am gleichen Abend eingelöst. Wenn auch selbstbestimmt, so waren wir doch fast schon ein bisschen überrumpelt. Vielleicht sogar am meisten von unserem eigenen Mut, uns so schnell auf etwas Neues einzulassen: Jemanden gleich bei der ersten Begegnung so nahe heranzuholen und in unser wohlabgeschirmtes Feriendomizil – unseren Kraft- und Entspannungsort – zu bitten.

Nun, der angedacht kurze Willkommensdrink dehnte sich gleich über Stunden aus. Das Gespräch wollte nicht abreißen. War äusserst lebendig, spannend und sehr offen ... und hält bis heute an. Ein kleiner mutiger Schritt, noch völlig fremden Nachbarn unsere Türe zu öffnen, bescherte uns eine wunderschöne Freundschaft und bestätigte einmal mehr die Erkenntnis, je besser man Menschen kennt, je mehr man über ihre persönlichen Hintergründe und Schicksale weiss, desto offener und toleranter begegnet man ihnen. Schon längst irri-

tiert es mich nicht mehr, wenn die vierbeinige Nachbarin ihre Schnupperrunden dreht. Handwerkerfahrzeuge auf unserem Vorplatz, kein Problem. Irgendwo müssen die ja abgestellt werden, damit bei unseren liebgewonnenen Nachbarn die Renovierungsarbeiten ausgeführt werden können. Selbst Knallkörper zum Jahreswechsel werden wohl zukünftig in unseren Ohren nach vergnügter Party und nicht nach Ruhestörung klingen.

Nähe zuzulassen braucht oft Überwindung. Die Angst, die Kontrolle über seine Privatsphäre zu verlieren, ist gerade in engen Wohngemeinschaften schnell gegenwärtig. Doch es lohnt sich. Denn in der Nachbarschaft verhält es sich wie in fast allen Lebensbereichen: Wissen baut Vorurteile ab! Und Wissen über Mitmenschen erhalten wir nur durch direkte Begegnungen ... und nicht vom Hörensagen! ●

Monica Vögele ist Präsidentin des Stiftungsrates der Stiftung Charles und Agnes Vögele und leitet das Vögele Kultur Zentrum.



Nachbarschaften, die Geschichten erzählen



Anke Heelemann / FOTOTHEK, *Neuordnung*, 2017. Interaktive Installation, bestehend aus 750 Abreisssblöcken.
Copyright: Anke Heelemann
→ Werk in der Ausstellung

Seitdem es die Fotografie gibt, wurden Unmengen privater Schnappschüsse entwickelt. Irgendwann geraten diese in Vergessenheit und werden zu Relikten vergangener Zeiten. Solche fremden Fotoalben und Dias sammelt die Künstlerin Anke Heelemann seit fast zehn Jahren für ihr «FOTOTHEK-Projekt», aus dem das interaktive Kunstwerk *Neuordnung* hervorgeht. Die Installation umfasst 750 identische Abreisssblöcke mit sämtlichen Fotografien eines anonymen Albums der FOTOTHEK-Sammlung. Betrachter des Werkes sind eingeladen, einzelne Blätter abzureissen und damit in die Gestaltung der Gesamtbildkomposition einzugreifen. So kommen die Fotografien auf der Wand in stets neuen Kombinationen nebeneinander zu

liegen. Ohne Hintergrundwissen über die Sujets lassen sie unendlichen Spielraum für immer neue Geschichten und sind gleichzeitig Projektionsflächen für eigene Erinnerungen. Das Werk *Neuordnung* trägt das Thema Nachbarschaft als künstlerische Strategie in sich. Heelemann löst die Fotografien aus ihrem ursprünglichen Kontext und ordnet sie bewusst räumlich nebeneinander. Die immer neuen Nachbarschaften erzählen nicht nur beständig neue Geschichten, sie bilden auch, so Anke Heelemann, immer neue Ausgangspunkte, um nachzudenken, wie mit Fotografien individuelle und kollektive Identitäten und Erinnerungen konstruiert werden. sk

Die Künstlerin **Anke Heelemann** (*1979, Hoyerswerda, Deutschland) lebt und arbeitet in Weimar. Seit 2006 verfolgt sie das Langzeitprojekt *FOTOTHEK – Fachgeschäft für vergessene Fotografie*. Aus einer Art «Bilderrecycling» entstehen ihre Kunstwerke: Alte Fotografien werden aufbereitet und wiederverwertet.

Mit Abstand am besten

Überlegungen von **Nina Wiedemeyer** zur Ausstellung *Hallo, Nachbar!*. Die Kuratorin der Schau ist in den Mikrokosmos menschlicher Gemeinschaft eingetaucht.

Experten für nachbarschaftliches Zusammenleben sind wir alle. Selbst der einsame Hüttenbewohner wird wissen, wo sein ferner Nachbar lebt und womöglich auch aufmerksam dessen Spuren beobachten. Nachbarschaft ist gelebte Alltagspraxis. Wenn wir – das Kuratorenteam – nun den Nachbarn in einer Ausstellung in den Blick nehmen, sind es die Zufallsgemeinschaften im Nahbereich menschlichen Zusammenlebens, für die wir uns interessieren. Denn Nachbarschaften sucht man sich vielleicht aus, nicht aber den Nachbarn jenseits der Wand oder auf der anderen Seite des Zauns. Wir haben uns gefragt: Was können wir über uns selbst und für ein gutes Zusammenleben lernen, wenn wir den Mikrokosmos menschlicher Gemeinschaft erkunden?

Lokalnachricht: Wir können etwas bewegen

Umspült von einer Flut von schlechten Nachrichten über und aus der Welt, empfindet so mancher – ich eingeschlossen – eine gewisse Überforderung. Vielleicht bisweilen auch eine Desillusionierung über die Möglichkeiten, selbst entscheidenden Einfluss nehmen zu können. Es ist daher viel von einer Rückbesinnung auf das Lokale die Rede. Doch meint das wirklich Rückbesinnung im Sinne einer Abwendung? Eine Erkundung von Nachbarschaft zeigt: Lokal zu denken, ist keineswegs gleichzusetzen mit einem naiven Rückzug ins Lokale. Auf Anforderungen unserer Zeit reagieren Menschen, aus meiner Beobachtung, nicht nur mit einem abweisenden «Augen zu und durch» und gemütlichem Cocooning (zu Hause einigeln). Gerade angesichts globaler Herausforderungen und Veränderungsdruck vertrauen Menschen wieder darauf, dass sich im Nahbereich menschlichen Zusammenlebens Dinge verändern lassen. Ja, dass sich gerade hier Dinge bewegen lassen. Unsere Haltung gegenüber der Welt kann sich durch alltägliches Handeln verändern; durch gegenseitige Unterstützung und Wahrnehmung etwa. Denn unsere Wünsche und unser Tun lassen sich damit beeinflussen. Gerade Wünsche sind nie nur unsere ureigenen, sondern sie werden vom Aussen mitbestimmt.

Die meisten Schweizer sind zufrieden mit ihrer Nachbarschaft, das zeigen Umfragen: 64 Prozent empfinden ihre Nachbarn als freundlich, 61 Prozent als hilfsbereit;

doch 54 Prozent fühlen sich auch von ihren Nachbarn kontrolliert (Studie *Nachbarschaft*, Förderverein Nachbarschaftshilfe Zürich, 2005/2006).

Aus einer mehr oder weniger freiwilligen Selbstkontrolle nach dem Motto «Was sollen denn die Nachbarn denken?» resultieren dann nicht nur ordentliche Rasenpflege, sondern auch Rücksichtnahme und Identifikation mit einem Zuhause. In seinen Feldforschungen hat der Soziologe Sebastian Kurtenbach als Nachbar unter Nachbarn solche Beobachtungen gemacht. Wo sorgsam mit der Umgebung umgegangen wird, werden auch andere zu fürsorglichem Tun angestiftet.

Besser mit Plan?

Es gibt ein wachsendes Interesse an nachhaltigen, partizipativen (Kunst-)Projekten, genauso wie erblühendes bürgerschaftliches Engagement, zum Beispiel für die Nachbarschaft in den Stadt-Quartieren. Veränderungen werden heute weniger im Sinne eines «Wir wissen am besten, was für euch gut ist», also mit dem Überstülpen eines fertigen Plans angeschoben. Sondern Projekte, seien es städtebauliche oder künstlerische, werden in den letzten Jahren auch in Formaten, in denen jeder zum Mit-tun aufgefordert wird, umgesetzt. Die immer wieder zu justierende Mischung aus Steuerung und Selbstorganisation kennzeichnet dabei wohl jede helfende Zusammenarbeit. Wie sich Umfeld und Nachbarschaft lebenswert gestalten lassen, hat dabei auch viel mit einem Verständnis von Architektur zu tun, nach dem Gebäude nicht mit Schlüsselübergabe als fertig gelten, sondern weiter wachsen können. Das Einbeziehen von sozialen Faktoren bei der Planung von Wohn- und Stadtraum trägt dem Rechnung. Nachbarschaften sind dynamische Gebilde; die neuen Nachbarn kommen, die alten gehen. Gute Nachbarschaften sollten daher immer auch Veränderungen ermöglichen. Vorstellungen von einer friedlichen Gemeinschaft unterschiedlichster Kulturen können, genauso wie das Phantasma einer homogenen Gesellschaft, Konflikte ausblenden und damit schüren.

Nachbarschaft ist seit den 1960er Jahren ein Objekt der Forschung. Soziologie und Stadtplanung interessieren sich für diese kleinen Welten, die nicht zentral gesteuert werden, sondern sich selbst organisieren. Mithilfe

Zaun und Wand sind zwar Grenzen, die trennen. Aber sie verbinden uns auch.

von Simulationen können in überschaubaren Szenarien Aussagen und Vorhersagen über Phänomene der realen Lebenswelt getroffen werden. Der US-amerikanische Ökonom Thomas C. Schelling forschte unter anderem über Segregationsbewegungen. Er kam, wie der Medienwissenschaftler Sebastian Vehlken in seinem Buch *Neighborhood Technologies* zeigt, zu überraschenden Ergebnissen: Nicht allein Rassismus ist für die homogene Bevölkerungsstruktur in Stadtteilen verantwortlich, sondern Menschen ziehen dorthin, wo sie sich nicht in der Minderheit fühlen. Viele kleine Einzelentscheidungen haben grosse Auswirkungen, die sich einer übergeordneten Regulierung entziehen.

Insgesamt geniesst die moderne Architektur, die sich etwa zeitgleich umfassend mit der Planung von Nachbarschaften befasste, eher keinen guten Ruf. So sind beispielsweise die Pläne von Le Corbusier erschreckend, ganze Stadtviertel von Paris einem modernen Bebauungsplan opfern zu wollen. Und doch besitzt seine Architektur für Nachbarn wichtige Qualitäten. Das zeigen etwa die künstlerischen Projekte von Janina Janke und Bill Dietz (*Das Wort haben die Benützer*, 2012/13), die sie mit den Bewohnern in zwei Gebäuden von Le Corbusier in Berlin und in Marseille erarbeitet haben. Die Integration grosszügiger Gemeinschaftsräume fördert bis heute eine lebendige Hausgemeinschaft. Die Bewohner organisieren sich dort in Interessengemeinschaften, sie treiben zusammen Sport, unterhalten eine Bibliothek und unterstützen sich gegenseitig. Ihre Identifikation mit dem Wohnort und als Gemeinschaft ist sehr hoch. Anders als in Frankreich muss sich in Berlin das Gemeinschaftsleben leider auf eine Waschküche beschränken. Öffentlicher Raum für die Bewohner fiel dort einer restriktiven städtischen Finanzpolitik zum Opfer. Einen vergleichbaren Zusammenhalt gibt es wohl auch deswegen nicht. Wie wichtig gerade die Zwischenzonen, die Flure und halböffentlichen Räume für ein Zusammenleben sind, da sie Begegnung und Kommunikation, aber auch Abstände zwischen den «Privatreivieren» der Bewohner ermöglichen, wird auch aus philosophischer Perspektive deutlich.

Ziemlich beste Feinde

So fragt Philipp Reemtsma in einem Essay über *Nachbarschaft als Gewaltressource*, warum «Menschen, die friedlich und nachbarschaftlich nebeneinander gewohnt haben, unverhofft aufeinander losgehen und sich Nachbarn plötzlich als Angehörige unterschiedlicher Volks-

gruppen, Rassen, politischer Lager definieren»? Seine scharfe These dazu hat Überzeugungskraft: Viel triftiger als ein Vergleich der Nachbarschaft mit geopolitischen Grenzverletzungen zwischen Ländern sei ein Vergleich mit dem Übergriff auf den Körper. Die Bereitschaft, den Nachbarn sogar bis aufs Blut zu bekämpfen, wegen eher harmloser «Eindringlinge» wie Geräusche, wuchernde Büsche oder Grillgeruch, kann er so einleuchtend erklären. Denn die Nachbarn kommen uns damit unerlaubt zu nahe. Sie rücken uns buchstäblich zu Leibe.

Zaun und Wand sind zwar Grenzen, die trennen. Aber sie verbinden uns auch. Diese Grenzen werden geteilt und es ist nicht immer klar, wo Mein und Dein verläuft. Für Reemtsma sind daher zweierlei Dinge anzuerkennen: Eine feindliche Einstellung zwischen Nachbarn und die dafür entwickelten sozialen Bewältigungsstrategien. Mehrere Philosophen haben sich mit den Distanzierungsmechanismen von Gesellschaften befasst und in ihnen entscheidende Strategien für das Zusammenleben erkannt. Sich hilfsbedürftig zu zeigen oder jemandem seine Hilfe anzubieten, kann eine Methode sein, um Intimität herzustellen und gute Nachbarschaft zu schliessen. Nachbarschaftsstreits lassen sich jedoch nicht beilegen, indem eine Instanz feststellt, wer Recht hat. Sondern allein im offenen Austausch und mit Rücksichtnahme aufeinander.

Mit allen Sinnen

Ein guter Nachbar sein heisst, dem bisweilen seltsamen Anderen offen zu begegnen und im Gegenzug auch in den eigenen Merkwürdigkeiten wohlwollend geduldet zu werden. Weil wir aufeinander angewiesen sind. Es mag Einzelne geben, denen es auch autark in einer Hütte wohl ergeht, aber ganz allein leben klappt für die meisten Menschen nicht. Wenn wir die Freiheiten einer offenen Gesellschaft geniessen und in Gemeinschaft leben wollen, dann sollten wir von den Nachbarn und aus den Beobachtungen unseres eigenen nachbarschaftlichen Verhaltens lernen.

In dem Zusammenhang lohnt es sich, nochmals auf die beiden Gebäude von Le Corbusier zurückzukommen. Interessanterweise unterscheiden sie sich nicht allein in den Gemeinschaftsräumen, sondern auch in der akustischen Qualität der Wohnungen. Hören die Nachbarn in Frankreich so gut wie nichts voneinander, ist das Berliner Haus extrem hellhörig. Diese Erkenntnis gewannen Janke und Dietz aus Interviews, die sie für ihr Kunstprojekt mit den Bewohnern geführt haben.

Mich führten sie auf eine Fährte, die ich für das Gelingen oder Misslingen von Nachbarschaft für ganz wesentlich halte: Was sich uns vom Nachbarn vermittelt, sind nicht zuallererst Werte oder politische Einstellungen, sondern wir erfahren häufig auf akustischem Wege von dessen Tun und Befindlichkeiten. Wir riechen, hören, sehen, spüren seine täglichen Gewohnheiten. Unser Wissen über den Nachbarn ist ein sinnliches, und wir kommunizieren mit unseren Nachbarn mit allen Sinnen. Nähe- und Distanzregeln sind für ein friedvolles Zusammenleben ausschlaggebend. Dabei wäre eine sinnliche Wahl der Nachbarn immer mitzubedenken, nicht nur eine intellektuelle. ●

Nina Wiedemeyer (*1971) kuratiert Ausstellungen an den Schnittstellen von Kunst, Wissenschaft und Gesellschaft. *Hallo, Nachbar!* hat sie gemeinsam mit ihrem Kollegen Felix Sattler geplant. Arbeitspausen verbringt sie in Berlin gern auf dem stillgelegten Flughafen Tempelhof. Dessen Start- und Landebahnen nutzt die Nachbarschaft heute zum Radfahren, Gärtnern und Grillen. Hier geniesst sie nicht nur die entspannende Weitsicht, sondern vor allem das rücksichtsvolle und freundliche Miteinander, zu dem Menschen fähig sind, wenn Raum für Begegnung und Abstand vorhanden ist. Nina Wiedemeyer lebt in Berlin.



→ Jean-Lucien Gay ist Partner bei Nau2. Das Design-Studio bewegt sich im Spannungsfeld von Architektur, Szenografie und digitalem Design. Die vielfältigen Arbeiten wurden mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, zuletzt mit den Iconic Awards.



Fassaden- bilder

Die Szenografie der Ausstellung beschreibt Jean-Lucien Gay als Nachbar-Landschaften mit drei Schlagworten:

Die Wand

Wände trennen und verbinden Menschen – in Häusern und im Stadtraum. Hecken, Mauern, Zäune zeigen an, wo Privatsphäre beginnt; Türen und Fenster brechen den Schutz gezielt auf. Eine gefaltete Wand als Sinnbild für Nachbarschaft ist daher ein gebauter roter Faden durch den Ausstellungsraum des Vögele Kultur Zentrum. Sie ist kein Wall, sondern erlaubt dank Fenstern und Durchgängen Blickkontakte und Begegnungen mit den Menschen «auf der anderen Seite».

Im zweiten Teil der Ausstellung spannt sich die expressive Wandskulptur auf in einen Dorfplatz, den schmale Gassen und kleine Räume umgeben. Nachbarschaft wird so spürbar und die Kunst im Kontext des gebauten Raums erlebbar.

Die Farben

Den Ausgangspunkt für unser Farbkonzept bildet das *Inventar Farbraum Stadt: Box ZRH*, herausgegeben vom Haus der Farbe. Es umfasst ein Buch, das die Hauptfarben der Fassaden, Fensterläden und Türen der Stadt Zürich auflistet, sowie einen Katalog mit 96 Karten, auf denen einzelne Häuser abgebildet und nach ihrer Farbskala beschrieben sind – zum Beispiel Dunkelrot und Tannengrün, Seebrau und Schokoladenbraun, Sandbeige oder Basaltgrau. Für die Ausstellung haben wir einige der Farben aus dem Spektrum interpretiert und polychrome Farbbänder gestaltet. Sie bilden in der Ausstellung eine Art abstrakte Strassenfront und laden zum Flanieren, Entdecken und Verweilen ein.

Die Menschen

Nachbarschaft heisst in Gemeinschaft leben. Wir wollten eine Geschichte bauen und erzählen, mit welchen Räumen man Nachbarschaftsbeziehungen assoziiert und wie sich Leben darin abspielt. Schön wäre, wenn unser Dorfplatz zu dem würde, was er im realen Leben ist: Treffpunkt, Ort für Klatsch und Tratsch, Wissensaustausch. ●

Schicksalsgemeinschaft – *I like!*

Vom Stammtisch der Quartierbeiz ins globale Dorf – danke, Internet. Doch statt Nachbarschaft «on demand» wäre ein bisschen mehr Welttheater mit den Leuten von nebenan charmant.

Ludwig Hasler

Seit wir nicht nebeneinander wohnen müssen, um uns nahe zu kommen, nimmt Nachbarschaft neue Formen an. Bis vor kurzem trafen wir uns am Stammtisch in der Quartierbeiz, andere Treffpunkte gab es kaum. Da nahmen wir durch, was uns aufregte und belustigte, wir packten gern mal gröberen Mist aus, es blieb ja unter uns Stammtischbrüdern. Jedenfalls brachte uns die Nachbarschaft zusammen, ein heterogen zusammengewürfelter Club, wir lernten von selbst, so zu streiten, dass wir uns wieder vertragen konnten, in einer Woche sassen wir uns ja erneut gegenüber.

Heute kann jeder einsam mit seiner Bierdose vor dem Rechner sitzen, jeder ein Grosskommentier-Nerd, der sich in unsichtbaren Communities aufspielt, etwa im globalen Debattierclub für FC-Bayern-München-Fans, da wissen alle alles über den deutschen Meisterclub, und falls einer mal kritisch ausschert, andern Paroli bietet, wird er gesperrt oder gelöscht. Jeder entscheidet selbst, mit wem er und wer mit ihm zusammen ist. Nachbarschaft on demand.

Mit der Digitalisierung von Nähe lässt Nachbarschaft ihre alte Bodenständigkeit hinter sich. Sie überwindet die Lästigkeiten realer Begegnung, hört überhaupt auf, Schicksal zu sein. Über Jahrhunderte bedeutete Nachbarschaft: Eine überschaubare Anzahl Leute, mehr oder weniger zufällig auf derselben Parzelle der Erde gelandet, lebt aneinander vorbei, hilft sich mal aus, macht mal Party, streitet sich über Lappalien.

Gab es das schon immer? Im Paradies nicht, da gab es nichts zu streiten. Auch draussen nicht gleich; in Stammesgesellschaften gehörten ja alle zur Familie, Nachbarschaft aber braucht Fremdheit. In Feudalgesellschaften lebten Stände und Zünfte unter sich, Nachbarschaft braucht Heterogenität. Erst in bürgerlichen Zeiten, als

die Gesellschaft durcheinandergeriet, wurde Nachbarschaft zum Welttheater im Kleinformat – mal Idyll, mal Albtraum, samt all den üblichen Gesten und Possen zwischen Abgrenzen und Annähern: Gleichgültigkeit, Aufmerksamkeit, Eifersucht, Prahlerei, Affäre, Freundschaft, Gemeinheit. Bis heute.

Um 1850 startet Nachbarschaft ihre neue Karriere. 1833 hatte Samuel Morse den Telegraphen erfunden. Seither zirkulieren Nachrichten so schnell wie der elektrische Strom, also augenblicklich. Bis dahin waren Informationen, egal wie wichtig, nur so rasch vorangekommen wie das schnellste Pferd; 1824 machte die Eisenbahn ein bisschen Dampf, gegen 30 Kilometer pro Stunde. Nun der Telegraph. Braucht null Zeit, überwindet den Raum. Kabelt zusammen, was getrennt war, erst die US-Bundesstaaten Maine und Texas, 1850 die Alte und Neue Welt.

Die Welt, «eine einzige Nachbarschaft»: Samuel Morse, der erst Kunstmaler war, auch Buchhändler, wollte die Menschheit zusammenrücken lassen. Es war der romantische Traum vom «global village»: Wo alle sich nah sind, herrscht Verständnis, Wärme, Toleranz. Skeptische Stimmen gab es früh. «Wir beeilen uns, den Atlantischen Ozean zu durchkabeln, um die Alte Welt der Neuen näher zu bringen», spottete ein Zeitgenosse. «Vielleicht aber lautet die erste Nachricht, die in das grosse amerikanische Schlappohr rinnt: Prinzessin Adelheid hat den Keuchhusten!» Nichts gegen Prinzessin Adelheid. Doch wenn Weltverständigung angekündigt ist, macht die schönste Prinzessin schlechte Figur. Nachbarschaft im oft beschworenen «globalen Dorf» ist eben doch überwiegend bevölkert von Fremden, über die wir nur die oberflächlichsten Dinge erfahren – und erfahren wollen. Eine Welt, in der Raum und Zeit keine Rolle mehr spielen, lässt die Belange der ganzen Menschheit auf uns einströmen – ungefiltert, ungebremst, unsortiert. Ständig

**Nie hätte ich geglaubt, mit Typen,
die eigentlich gar nicht zu mir passen,
derart vergnügte Abende zu feiern.**

scheinen neue dramatische Informationen uns zu Flucht oder Aktivität aufzufordern – doch es gibt fast nichts, was wir sofort tun könnten, wenn in Japan ein Tsunami wütet, in Venezuela ein Volksaufstand, in Afghanistan der Terror. Wir können uns an Shitstorms beteiligen, wir können darüber reden. Das stärkt Gefühle der Ohnmacht und des Überdresses. Statt als globale Schicksalsgemeinschaft zusammenzurücken, konzentrieren wir uns aufs Nächstliegende: Sportverein, Parteiversammlung, Grillparty.

Eine Nachbarschaft ohne gemeinsame Strasse, ohne Vorgärten, Gartenzaun, Bushaltestelle, Quartierbeiz? Als Entertainment kann sie gelingen: Prinzessin Adelheid, Hollywood-Filme, Pop-Musik, Youtube. Sicher als weltweit vereinte special-interest-group, die sich um ein Thema schart (römische Münzen, alte Maissorten, Roger Federer). Und selbstverständlich als globaler Austausch unter Forschern. Also überall, wo es um die Sache geht, wo Nähe eher stört.

Auch in traditionellen Nachbarschaften kann Nähe nerven. Doch hier ist sie Schicksal. Hätte ich wählen dürfen, hätte ich andere Nachbarn bevorzugt. Nie hätte ich geglaubt, mit Typen, die eigentlich gar nicht zu mir passen, derart vergnügte Abende zu feiern. Das macht der produktive Charme analoger Nachbarschaft: Sie ist zusammengewürfelt, nicht bestellt. Hier kann ich nicht stur mein Ding durchziehen, hier bin ich einer unter andern. Es kann nerven. Es kann auch erlösen. ●

Ludwig Hasler (*1944) ist Philosoph und Publizist. Humorvoll, sachverständig, klug bereichert er Debatten, schreibt Bücher, ist Mitglied im Publizistischen Ausschuss des AZ-Medien-Konzerns und Berater in der Gruppe «Digitalisierung» der Economie Suisse. Ludwig Hasler ist verheiratet und wohnt in Zollikon. Ausgerechnet hier, an der angeblich so anonymen «Goldküste», entdeckte er Nachbarn, die ganz anders sind als die Leute, die er an Tagungen und in Restaurants trifft, und eben darum wunderbar bereichernd.



Der Nachbar

Franz Kafka

Mein Geschäft ruht ganz auf meinen Schultern. Zwei Fräulein mit Schreibmaschinen und Geschäftsbüchern im Vorzimmer, mein Zimmer mit Schreibtisch, Kasse, Beratungstisch, Klubsessel und Telefon, das ist mein ganzer Arbeitsapparat. So einfach zu überblicken, so leicht zu führen. Ich bin ganz jung und die Geschäfte rollen vor mir her. Ich klage nicht, ich klage nicht.

Seit Neujahr hat ein junger Mann die kleine, leerstehende Nebenwohnung, die ich ungeschickterweise so lange zu mieten gezögert habe, frischweg gemietet. Auch ein Zimmer mit Vorzimmer, ausserdem aber noch eine Küche. – Zimmer und Vorzimmer hätte ich wohl brauchen können – meine zwei Fräulein fühlten sich schon manchmal überlastet –, aber wozu hätte mir die Küche gedient? Dieses kleinliche Bedenken war daran schuld, dass ich mir die Wohnung habe nehmen lassen. Nun sitzt dort dieser junge Mann. Harras heisst er. Was er dort eigentlich macht, weiss ich nicht. Auf der Tür steht: «Harras, Bureau». Ich habe Erkundigungen eingezogen, man hat mir mitgeteilt, es sei ein Geschäft ähnlich dem meinigen. Vor Kreditgewährung könne man nicht geradezu warnen, denn es handle sich doch um einen jungen, aufstrebenden Mann, dessen Sache vielleicht Zukunft habe, doch könne man zum Kredit nicht geradezu raten, denn gegenwärtig sei allem Anschein nach kein Vermögen vorhanden. Die übliche Auskunft, die man gibt, wenn man nichts weiss.

Manchmal treffe ich Harras auf der Treppe, er muss es immer ausserordentlich eilig haben, er huscht förmlich an mir vorüber. Genau gesehen habe ich ihn noch gar nicht, den Büroschlüssel hat er schon vorbereitet in der Hand. Im Augenblick hat er die Tür geöffnet. Wie der Schwanz einer Ratte ist er hineingeglitten und ich stehe wieder vor der Tafel «Harras, Bureau», die ich schon viel öfter gelesen habe, als sie es verdient.

Die elend dünnen Wände, die den ehrlich tätigen Mann verraten, den Unehrlchen aber decken. Mein Telefon ist an der Zimmerwand angebracht, die mich von meinem Nachbar trennt. Doch hebe ich das bloss als besonders ironische Tatsache hervor.

Selbst wenn es an der entgegengesetzten Wand hinge, würde man in der Nebenwohnung alles hören. Ich habe mir abgewöhnt, den Namen der Kunden beim Telefon zu nennen. Aber es gehört natürlich nicht viel Schlaueit dazu, aus charakteristischen, aber unvermeidlichen Wendungen des Gesprächs die Namen zu erraten. – Manchmal umtanze ich, die Hörmuschel am Ohr, von Unruhe gestachelt, auf den Fussspitzen den Apparat und kann es doch nicht verhüten, dass Geheimnisse preisgegeben werden.

Natürlich werden dadurch meine geschäftlichen Entscheidungen unsicher, meine Stimme zitterig. Was macht Harras, während ich telefoniere? Wollte ich sehr überreiben – aber das muss man oft, um sich Klarheit zu verschaffen –, so könnte ich sagen: Harras braucht kein Telefon, er benutzt meines, er hat sein Kanapee an die Wand gerückt und horcht, ich dagegen muss, wenn geläutet wird, zum Telefon laufen, die Wünsche des Kunden entgegennehmen, schwerwiegende Entschlüsse fassen, grossangelegte Überredungen ausführen – vor allem aber während des Ganzen unwillkürlich durch die Zimmerwand Harras Bericht erstatten.

Vielleicht wartet er gar nicht das Ende des Gesprächs ab, sondern erhebt sich nach der Gesprächsstelle, die ihn über den Fall genügend aufgeklärt hat, huscht nach seiner Gewohnheit durch die Stadt und, ehe ich die Hörmuschel aufgehängt habe, ist er vielleicht schon daran, mir entgegenzuarbeiten. ●

Vorurteil, Verfolgungswahn, Technikskeptik – Franz Kafka schrieb seine Erzählung *Der Nachbar* 1917. Bis heute verdichtet sie Unsicherheit und Angst meisterhaft. 1883 in Prag geboren, gilt er als einer der einflussreichsten Schriftsteller, dessen Werke zum Kanon der Weltliteratur zählen. Seine Texte, darunter die oben abgedruckte Erzählung, sind fast ausschliesslich nach seinem Tod erschienen. Zwar hatte Kafka verfügt, seine literarische Hinterlassenschaft «restlos und ungelesen zu verbrennen». Doch sein enger Freund und Nachlassverwalter Max Brod übergab die Anweisung und veröffentlichte die Romane *Der Prozess*, *Das Schloss*, *Amerika* sowie weitere Fragmente, Kurzgeschichten, Briefe und Tagebücher. Kurzzeitig lebte Kafka bei seiner Schwester Ottla in Zürich. Er starb am 3. Juni 1924 in einem Sanatorium bei Wien.



Zwist statt Zweisamkeit



Norman McLaren, *Neighbours / Voisins*, 1952. 16 mm-Film, 9:00 min. Regisseur / Produzent: Norman McLaren. Foto: Jean-Paul Ladouceur; Grant Munro. ©1952 National Film Board of Canada. All rights reserved.

→ Werk in der Ausstellung

Der Kurzfilm *Neighbours* von Norman McLaren zeigt die ganze Bandbreite nachbarschaftlichen Zusammenlebens: vom friedlichen Nebeneinander bis zur erbitterten Fehde. Zwei Nachbarn sitzen Zeitung lesend in ihrem Garten, als eine Blume ihre Aufmerksamkeit weckt. Die kleine Pflanze wächst genau auf der Grenze ihrer Grundstücke. Es entbrennt ein heftiger Streit um das Gewächs, der darin gipfelt, dass sich die Nachbarn gegenseitig ihre Häuser zerstören und ihre Familien töten. Der Film endet mit dem Blick auf zwei Särgen, auf denen jeweils eine Blume wächst, und der eingeleiteten Aufforderung «Liebe deinen Nächsten».

McLaren drehte den Kurzfilm *Neighbours* in der von ihm perfektionierten Technik der «Pixilation». Dabei wird unbewegten Objekten durch das Aneinanderreihen unzähliger einzelner Bilder Leben eingehaucht. Die ruckeligen Bewegungen geben den Filmen ihren typischen Charakter. McLaren verfilmte das alltägliche Thema des Nachbarschaftsstreites nicht ohne Absicht in der Pixilation-Technik. Er unterstreicht gerade damit auch, wie absurd die Konflikte oft sind und dass mit Kommunikation und einer Portion Humor vielen Fehden vor einem bitteren Ende beizukommen wäre. sk

Norman McLaren (1914, Stirling, Schottland – 1987) ist einer der wichtigsten Pioniere des Animationsfilms. Unter anderem experimentierte er damit, Filme direkt auf Filmstreifen zu zeichnen und zu kratzen. Der Kurzfilm *Neighbours* gewann 1953 einen Oscar in der Kategorie «Bester Dokumentar-Kurzfilm» und wurde 2009 von der UNESCO zum Weltdokumentenerbe erklärt.

Wir Ich Vom Ich zum Wir:

«Gemeinsam etwas gestalten – das ist dann Alltag»

In den Städten haben immer mehr Menschen immer weniger Platz. Die Ideen von **Matthias Drilling** sind denn auch nichts für Einzelgänger: Der Raumplaner erklärt, wie Gebäude zu flexiblen Orten werden und Nachbarn zu Quasi-Verwandten.

Interview: Stephanie Ringel

Ein Donnerstagabend in Basel. Professor Drilling steuert sein Velo über den Betonboden und parkt es schwungvoll neben einem Metallzaun. Auf dem Rücken trägt er einen schwarzen Rucksack, das Hemd steht locker offen, und obwohl es 35 Grad heiss ist, glänzt auf Drillings hoher Stirn kein Tropfen Schweiss.

Im Zuge der städtebaulichen Umgestaltung des ehemaligen Zollfreilagers am Rhein wurden die bestehenden Gebäude in einen offenen Campus für die Fachhochschule Nordwestschweiz umgewandelt. Neu entstand unter anderem ein Apartmenthaus der Architekten Herzog & de Meuron und eine Hochhaussiedlung mit gezackter Aussenfassade. Überall sind die Spuren der früheren Nutzung spürbar, entlang der alten Cargobahngleise wachsen heute junge Birken.

Nachdem wir zusammen einen schnellen Blick auf die neue Architektur geworfen haben, setzen wir uns beim Bistro Paradiesli auf eine überdachte Terrasse; eine dunkelgraue Betonstruktur, die gleichzeitig Vorhof des Fachbereichs Elektronische Künste ist. Matthias Drilling trinkt Apfelsaftschorle, schlägt entspannt die Beine übereinander und lächelt freundlich. Er spricht leise, formuliert präzise – und lässt sich bei kritischen Fragen zu seiner sozialen Utopie Zeit.

Herr Drilling, Sie leiten das Institut für Sozialplanung, Organisationaler Wandel und Stadtentwicklung an der Hochschule für Soziale Arbeit. Womit beschäftigen Sie sich da konkret?

Wir bilden Sozialarbeitende aus, die später als Quartierarbeiter oder Quartiermanager in den Verwaltungen für Stadtentwicklung oder beim Aufbau, zum Beispiel von Alterssiedlungen, tätig werden. Denn dort hat Soziale Arbeit einen räumlichen Aspekt. Ausserdem haben die Fachhochschulen in der Schweiz einen Forschungsauftrag. Wir wollen besser verstehen, was unsere Gesellschaft prägt, was sie verändern kann. Wir forschen im

Auftrag des Schweizerischen Nationalfonds, wirken an EU-Projekten mit, arbeiten für Stiftungen, Städte und Bundesämter. Momentan beraten wir etwa die Gemeinde Suhr im Kanton Aargau: 10 000 Einwohner, zwei sogenannte Problemquartiere.

Problemquartiere?

Dort leben vor allem Menschen, die aus Sicht der Gemeinde das gleiche Merkmal aufweisen: Sie sind abhängig von Sozialhilfe. Sie wohnen in Siedlungen, die über 70 Jahre alt und verwohnt sind und zu «herausfordernden» Gebieten werden. Wir kennen das aus Suhr, aber auch aus anderen Gemeinden in der Schweiz, beispielsweise Pratteln, Grenchen, Biel. Wir werden dorthin gerufen und gefragt: Was sollen wir mit den Menschen machen? Wir hingegen fragen: Was könnte man eigentlich im städtischen Raum verändern? Und hat die Bauweise der Siedlung die Situation verschärft?

Sie fragen also, wie gute Nachbarschaft entwickelt werden könnte?

Wir fragen nicht nach gut oder schlecht. Grundsätzlich gibt es kein Gesellschaftskonzept, das so kräftig ist wie die Nachbarschaft. In sie legen wir so viele Vorstellungen, wie idealerweise ein Zusammenleben funktionieren soll, dass es dazu kein Gegenmodell gibt. Es sei denn, man lebt als Eremit in einer Felshöhle im Wald. «Wir» ist leistungsfähiger als jeder Einzelne. Das ist identitätsstiftend. In eine Nachbarschaft, die mir gefällt, ziehe ich gern. Hier funktionieren Hilfesysteme jenseits des Sozialstaats. Damit ist Nachbarschaft erst mal durchweg positiv konnotiert. Ausser in Problemstadtteilen, die gekennzeichnet sind durch Armut und angebliche Isolation. Politiker beobachten, dass dort oft Personen wohnen, die einen ähnlichen kulturellen Hintergrund haben und sozial benachteiligt sind. Das macht der Politik Angst und kostet die Gemeinden viel Geld, da sie viele der Sozialleistungen aufbringen müssen.

Ein Ort ist ja für Menschen gebaut, es ist wichtig zu überlegen, was diese brauchen. Darum sind raumplanerische oder städtebauliche Arrangements, die auf Flexibilität ausgerichtet sind, für uns total interessant.

Was schlagen Sie für diese Fälle vor?

Wir versuchen, generell dafür zu sensibilisieren, dass gelingende Nachbarschaft keine Selbstverständlichkeit ist. Historisch betrachtet war Nachbarschaft zunächst eine soziale Tatsache. Wer in Rufweite vom eigenen Hof wohnte, war der Nach-Bur, der nahe Bauer. Daran gab es nichts zu ändern, damit musste man sich arrangieren. Das Prinzip gilt heute noch für Ein- und Mehrfamilienhaus-siedlungen, in denen der Gartenzaun die Grenze zum Nachbarn bildet. Als in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Städte schnell wuchsen und sich stark ausdifferenzierten, begann man Nachbarschaft als etwas Steuerbares anzuschauen. Man verstand sie plötzlich nicht mehr als Gegebenheit. Ins Zusammenleben projizierte man eine ideale Gemeinschaft auf sehr engem Raum, in der Jung und Alt voneinander lernen und soziale Schichten durchmischt werden.

Riesige Siedlungen wurden erdacht, aber die Menschen haben nicht mitgemacht.

Der grosse Wurf ist nicht gelungen, nein. Beliebttes Beispiel für den Denkfehler ist die Siedlung Pruitt-Igoe im US-amerikanischen St. Louis. Dort wurden Anfang der 1950er Jahre Wohnblocks für Zehntausende Menschen auf dem Reissbrett geplant – mit Grünanlagen, Schulen, Kirche, Sportstätten. Die Fahrstühle hielten nur in jedem dritten Stock, weil man die Leute zwingen wollte, sich im Treppenhaus zu begegnen und auszutauschen. Über die Architektur wollte man auf das Verhalten der Menschen Einfluss nehmen.

Die Siedlung verwahrloste schnell und die 33 Hochhäuser wurden ab Anfang der 1970er Jahre gesprengt. Der Entwurf hatte nicht berücksichtigt, dass dort zu viele Menschen auf engem Raum zusammen sind.

Und genau dort setzen wir heute an. Nachdem Nachbarschaft als soziale Tatsache betrachtet wurde und dann als ideale Gemeinschaft, verstehen wir Nachbarschaft nun als sozialen Prozess. Wir müssen dynamischer denken, wandelnde Werte einbeziehen, Veränderung zulassen. Es nutzt nichts, per se zu sagen: Das ist eine Nachbarschaft. Wir sollten vielmehr fragen: Welches Potenzial gibt es,

dass sich Nachbarschaftlichkeit überhaupt herausbildet? Beispiel Suhr: Dort haben wir mit der Bevölkerung ein Nachbarschaftshaus gegründet. Seitdem treffen sich mehrere Dutzend Menschen regelmässig und bestimmen selbst, was in Haus und Garten gemacht wird. Wenn wir es beispielsweise mit einem Quartier zu tun haben, in dem sich viele Menschen keinen eigenen Internetzugang leisten können, wäre eine Bibliothek ideal, die gleichzeitig Treffpunkt ist für Internetnutzer. Die Soziale Arbeit – so lehren wir unsere Studierenden – fragt dann nicht einfach: Was ist dein Problem? Sondern man hat am Bildschirm etwas zu tun, darüber hinaus kann dann ein Austausch entstehen – muss aber nicht. Ein Ort ist ja für Menschen gebaut, es ist wichtig zu überlegen, was diese brauchen. Darum sind raumplanerische oder städtebauliche Arrangements, die auf Flexibilität ausgerichtet sind, für uns total interessant.

Das klingt nach einem klugen Konzept. Was aber, wenn die Lebensrealität anders ist und niemand die Internetcafé-Bibliothek nutzen möchte?

Jetzt kommen wir zur Beteiligung der Nachbarschaft an ihrem eigenen Prozess. Dann müssten wir analysieren und fragen: Warum hat die Idee nicht funktioniert? Gibt es aktuellere Bedürfnisse und Erwartungen? Nützt der Raum eher einer Kinderbetreuungsgruppe, in der Kinder gehütet werden und Eltern gleichzeitig am Computer arbeiten können? Dann muss der Raum eben umgestaltet werden. Multifunktional genutzte Räume kennen wir ja auch aus anderen Bereichen: Buchhandlungen sind heute auch Cafés, in Concept-Stores werden Erlebnis und Konsum miteinander verwoben, es gibt Co-Working-Spaces in Markthallen. Diese Ideen sollten nicht nur im kommerziellen Umfeld Anwendung finden, sondern man muss sie auf die Wohn-Nachbarschaft übertragen – in bestehende Siedlungen und in neu zu planende.

Wo liegen dabei die grössten Herausforderungen?

Es muss gelingen, dass wir mit der Architektur eine Struktur verhandeln, die von den Bewohnern dynamisch entwickelt werden kann. Alltag ist dann, gemeinsam etwas zu gestalten.

**Sie erhoffen und erwarten viel. Die wenigsten
übernehmen gern Verantwortung.**

Das stimmt nicht. Jeder kann entscheiden, wie viel nachbarschaftliches Miteinander er mitverantworten möchte. Gehe ich raus aus der Wohnung oder nicht? Nutze ich den gemeinsamen Hof oder nicht? Engagiere ich mich für ein neues Musikzimmer oder nicht? Betreibe ich mit anderen im Hinterhof urban gardening, oder pflege ich meine Topfpflanze allein auf meinem Balkon? Wir müssen etwas bauen, das niemanden zwingt, sondern Möglichkeiten bietet. Damit respektieren wir die Freiheit des Einzelnen. Wer mitgestalten will, kann das tun. Deswegen spreche ich bei Nachbarschaft als sozialem Prozess immer auch über Partizipation im Sinne von Aneignung. Die höchste Form der Beteiligung ist die Selbstorganisation. Wenn Sie selbstverwalteten Raum besitzen, wollen Sie ihn auch mitprägen.

**Aber wenn ich keine Lust dazu habe,
werde ich sozial ausgeschlossen?**

Das war beim Modell «Nachbarschaft als ideale Gesellschaft» häufig der Fall. Uns geht es nicht um Ideale und Moral, sondern um Möglichkeiten und Zugänge.

**Die Kalkbreite in Zürich geht über die
von Ihnen beschriebene prozessorientierte
Nachbarschaft hinaus. Dort sollen Wohn-
komplex und Quartier verschmelzen.**

Neue Siedlungen wie die Kalkbreite öffnen sich gegenüber dem Quartier, indem Gemeinschaftsbereiche wie Treppen, Innenhöfe und Dachterrassen öffentlich zugänglich sind. Die Siedlungsvertreter erdenken neue Modelle von Altenbetreuung und begleitetem Wohnen. Gemeinschaftlich genutzte Räume im Erdgeschoss regen Austausch an, die Menschen reden, debattieren, streiten.

**Und wenn mir die Nähe und
die Öffentlichkeit zu viel wird?**

Die Städte werden immer dichter. Investoren, Stadtentwickler und Bewohner müssen ein Gespür füreinander entwickeln. Wir können uns nicht länger leisten, Zusam-

menleben so zu gestalten, dass Konfliktorte entstehen; von der Allgemeinheit aufgegeben und gewissermassen soziale Ghettos. Baugenossenschaften, die sich heute formieren, stehen dem von mir geschilderten prozessorientierten Denken, Selbstorganisation und Beteiligung sehr nah. Ausserdem hängen wir der These an, dass der Mensch kein isoliertes Wesen ist und grundsätzlich gern in Gemeinschaft lebt; dass er Nähe sucht. In welcher Form von Gemeinschaft, in welcher Häufigkeit und Intensität sei mal dahingestellt. Nachbarschaft hat damit die Chance, sehr eng an ein anderes gesellschaftliches Prinzip zu kommen – die Verwandtschaft.

Wie meinen Sie das genau?

Man ist verwandt, das wird nicht diskutiert. Deswegen leistet man untereinander gewisse Dinge. Man fragt nicht: Was bringt mir das? Sondern handelt selbstverständlich.

Nachbarschaft als Quasi-Verwandtschaft.

Genau. Es geht um Interesse aneinander. Das kann durchaus nutzenbezogen sein. Aber daraus entsteht dann etwas. Wir sind so in der Lage, unsere Interessen wahrzunehmen und individuell und selbstbestimmt umzusetzen. Quartierarbeiter können dabei helfen.

**Verstehen Sie sich eigentlich eher als
Sozialarbeiter oder als Stadtentwickler?**

Ich bin ausgebildeter Geograf und Raumplaner, leite ein Institut in der Sozialen Arbeit und bilde Sozialarbeitende aus – das ist eine ideale Kombination für meine Ziele. Ich wirke in städtebaulichen Wettbewerben als Jurymitglied mit und versuche aus Entwürfen, die als Plan an der Wand hängen, zu lesen, welches gesellschaftliche Modell die Architekten formuliert haben.

Ist das nicht alles sehr theoretisch?

Soziale und bauliche Stadtentwicklung lassen sich nicht trennen. Wir denken in Zeithorizonten von fünfzig Jahren oder mehr.

**Ausserdem hängen wir der These an,
dass der Mensch kein isoliertes Wesen ist
und grundsätzlich gern in Gemeinschaft
lebt; dass er Nähe sucht. In welcher Form
von Gemeinschaft, in welcher Häufigkeit
und Intensität sei mal dahingestellt.**

**Dann schauen wir doch in die Zukunft:
Was muss als Nächstes angepackt werden?**

Nachbarschaft ist der Mikrokosmos der Gesellschaft. Wir überlassen sie derzeit den Investoren und der Architektur und damit weitgehend dem Zufall. Gemeinschaftliche Ziele haben im Städtebau noch eine Nischenposition. Und weil es in der Schweiz keinen akademisch angetriebenen Städtebau gibt, ist das alles noch viel unsortierter. Aktuelle Modelle, die wir weltweit erforschen, sollten mehrheitsfähig und selbstverständlicher werden. Das waren sie einmal stärker, denn der Städtebau hat ja soziale Ursprünge. Die Ideen zum prozessorientierten Gestalten auf der Basis von Selbstorganisation der Bewohner müssten die Ausbildungseinrichtungen durchdringen, in den Köpfen von Architekten, Sozialarbeitern, Soziologen verankert und in den Wohnungsbaustrategien der Städte festgeschrieben werden. Gemeinschaftliche Wohnmodelle, also Ideen des Teilens, gilt es besonders zu fördern. Das wäre grossartig! ●

Prof. Dr. Matthias Drilling (*1964), ist Geograf und Raumplaner. Der Leiter des Instituts für Sozialplanung, Organisationaler Wandel und Stadtentwicklung an der Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW) in Basel arbeitet an Stadtentwicklungs- und Nachbarschaftsprojekten in ganz Europa. Matthias Drilling wohnte mit seiner Familie über 15 Jahre in einer selbstverwalteten Siedlung mit rund 100 Wohnungen in Basel. Als die Wohnung zu klein wurde, zog er in ein Reiheneinfamilienhaus aus den 1930er Jahren. «Hier erleben wir, wie die Architekten versuchten, über das Modell «eigenes Haus, eigener kleiner Garten» Nachbarschaften zu fördern», sagt er. «Für meine Arbeit und meine Gedanken sind die Erfahrungen aus beiden städtebaulichen Ansätzen enorm wertvoll.»



Stephanie Ringel (*1970) ist Journalistin. Wenn sie ihre Familie auf dem Land besucht, erlebt sie Nachbarschaft in der kleinen Strasse als grosse Familie: «Dort wohnen mein Cousin und meine Patentante; die Nachbarin, die meiner Mutter jeden Tag Mittagessen bringt; die junge Familie, die sich regelmässig Werkzeug bei uns borgt. Man ist ganz unaufgeregt füreinander da, und für eine Tasse Kaffee ist immer Zeit.»



Foto: Fabienne Bühler

Alltag



Arne Svenson, *Neighbors* Nr. 60, 4, 16, 2, 52 und 57, 2012. Pigment-Print.
Courtesy of Julie Saul Gallery NYC.
→ Werk in der Ausstellung

Arne Svenson blickte eines Tages aus dem Fenster seines Ateliers in New York und war fasziniert vom Lichtspiel der Regentropfen auf den Oberflächen des gegenüberliegenden neuen Glashauses. Mit einem Teleskop begann er, die spiegelnden Gläser zu fotografieren und somit auch den Alltag seiner Nachbarn über ein Jahr lang einzufangen. Die Fassadenkonstruktion gibt der Fotoserie *Neighbors* eine klare, kühle Struktur wie

Bilderrahmen und steht im Kontrast zu den warmen Farben der sichtbaren Textilien. Die Gesichter der Bewohner sind nie zu erkennen. Denn dann, so Arne Svenson, würde das Narrative der Fotografien verloren gehen. Als sich einer der Nachbarn auf einer publizierten Fotografie erkannte, kochten die Emotionen rund um die Serie hoch. Obwohl Svenson von den Lichtbedingungen her nur das fotogra-

fieren konnte, was von der Strasse her von jedem Passanten zu sehen ist, wurden seine Fotos als Sinnbilder für die Verletzung der Privatsphäre verbreitet. Svenson jedoch ging es in keiner Weise um das Thema Voyeurismus. «Alles, was ich sah, war die malerische Schönheit der Szenen», so der Fotograf. Die emotionale Heftigkeit, mit welcher *Neighbors* diskutiert wurde, zeigt, dass auch das heute eher anonyme nachbar-

schaftliche Nebeneinander auf gegenseitigem Vertrauen basiert, welches empfindlich verletzt werden kann. Selbst wenn wir uns entscheiden, in einem Glashaus zu wohnen. ^{sk}

Arne Svenson (*1972, Santa Monica, USA) wurde von erbosten Nachbarn zwei Mal wegen der Verbreitung der *Neighbors*-Fotografien ohne Erfolg angeklagt. Heute sind die Bilder in zahlreichen öffentlichen Sammlungen zu finden. 2016 wurde Svenson für die Serie mit dem deutschen Nannen-Preis in der Kategorie *Beste Foto-Reportage* ausgezeichnet.

Nähe und Distanz

Beides liegt so nahe beieinander, dass ein Wechsel vom einen zum anderen in Sekundenbruchteilen möglich ist, sagt **Alain Claude Sulzer** in seinem Essay. Was das fürs Leben bedeutet, lernen die Menschen schon im Säuglingsalter. Als Thema findet sich der Antagonismus allenthalben – in Musik, Malerei und Literatur.

I

Nähe befriedigt Körper und Seele, das weiss jedes Kind. Was Distanz bedeutet, erfährt es bald, sie ist der Gegensatz zum angenehmen Gefühl schlechthin. Nähe und Distanz zu unterscheiden, gehört somit zu den frühesten guten und schlechten Erfahrungen eines Kindes. Nähe wird ihm zuteil, Nähe wird ihm entzogen, die Nähe der Mutter, die Wärme, die Geborgenheit, Schutz und Verbundenheit; unser Vokabular ist reich an Worten für diesen paradiesischen Zustand. Er ist, wie jedes Paradies, von beschränkter Dauer.

Nähe ist Sicherheit, Distanz Frustration. So jedenfalls muss es der Säugling empfinden, der zunächst nur das Bedürfnis hat, die zugewandte Mutter festzuhalten. Doch diese besteht darauf, sich dann und wann zu entfernen. Das Kind weiss nicht, wozu das gut sein soll. Noch kann es den Freiheitsdrang der Mutter nicht als Vorboten seiner eigenen Unabhängigkeit erkennen. Der Abstand, der durch ihre Abwesenheit entsteht, wird als grundlose Bestrafung empfunden. Jede Sekunde, in der die Mutter unerreichbar ist, ist eine verlorene Sekunde, ein Augenblick des Verlusts und der Verlorenheit, der sich leidvoll dehnt. Das Kind fühlt sich verstossen und schreit. Sobald die Nähe wiederhergestellt ist, glaubt es, sie halte ewig. Hin und her geworfen zwischen Nähe und Distanz, lernt es zwei Möglichkeiten kennen, die Welt zu sehen.

Einer der ersten menschlichen Lernprozesse besteht darin, das Gleichgewicht zwischen Nähe und Distanz zu finden. Das Kind muss lernen, Nähe als einen von mehreren möglichen Zuständen zu ertragen und Distanz nicht als Strafe zu empfinden. Um zwischen Distanz und Nähe zu unterscheiden, muss es die Nähe kennen. Um diese einschätzen zu können, muss es lernen, Distanz zu erdulden, ohne sie als Strafe zu erleiden. Erst wenn es ihm gelingt, Abstand von seinen eigennützigen Bedürfnissen zu gewinnen, wird es die Welt in seiner Ausdehnung und Vielfalt erfassen, so wie es der Maler tut, der neben die Staffelei tritt und den Blick vom Bild hebt, um sein Auge von der Einzelheit auf die Landschaft in ihrer uneingeschränkten Grösse zu richten; vom Einzelnen aufs Ganze, zurück aufs Einzelne und wieder auf das Bild, in dem beides in Einklang gebracht werden soll.

Je weiter sich das Kind von der Mutter entfernt, desto mehr Menschen und Gegenstände wird es sehen, desto mehr Farben und Gerüche wird es wahrnehmen; die Welt wird breiter, höher, tiefer, auch rätselhafter werden. Es sind noch viele Schritte nötig, bis es die Welt begreifen lernt. Mit dem ersten Schritt weg vom scheinbar einzigen verlässlichen Halt – der mütterlichen Nähe – hat das Lernen begonnen.

II

Nähe und Distanz werden in der Kunst in mannigfacher Weise dargestellt und variiert: in Form von Klang, in Bild und Wort. Wohin man auch blickt, das Paar findet sich offen oder verborgen beinahe überall. In der Renaissancemusik vordergründig in vokalen Echoeffekten, im Barock im beliebten Widerhall auf Instrumente oder menschliche Stimmen, in Johann Sebastian Bachs Oratorien ebenso wie – auf raffiniertere Weise – im Echo-Satz Nr. VIII seiner Französischen Ouvertüre (BWV 831). Auch bei Vivaldi und Händel muss man nicht lange suchen, um ähnliche Stilmittel zu finden. Hier wird hauptsächlich um des Effektes willen räumliche Distanz mit den Mitteln der (verkürzten) Wiederholung imitiert, die weitgehend dem des natürlichen Echos entspricht.

In weit ausgeklügelterem Mass geschieht Ähnliches in den Klavierkonzerten Haydns und Mozarts – erst recht bei Beethoven. Das Orchester ist Antagonist und Partner des Solisten. Als Subjekt ist dieser uns nah. Wir unterscheiden ihn deutlich von (und vor) der instrumentalen Vielfalt des Orchesters, das einmal den Hintergrund, einmal den Mittelpunkt bildet; als etwas Vielfältiges aber ist es stets etwas Fernes. Wir beobachten die subjektive Rolle, die der Solist spielt; wir folgen ihm, während das Orchester aus der Distanz den Part des griechischen Chors übernimmt: es kommentiert, widerspricht, gibt Neues vor, bringt folglich den Solisten auf andere Gedanken, unterbricht ihn auch, fordert ihn heraus, lässt ihn innehalten und wieder davoneilen. Ob es dem Klavier-Subjekt gelingt, die Distanz zum Orchester-Objekt zu überwinden, hängt davon ab, wie versöhnlich

es selbst und die Gegenseite, die zahlreichen anderen Instrumente, gestimmt ist. Nimmt das Orchester ihn auf oder stösst es ihn ab? Ob die Distanz überwunden ist, wenn Solist und Orchester verschmelzen, oder ob vielmehr die Distanz in diesem Augenblick, da es seiner Individualität verlustig geht, am grössten ist, ist nur schwer zu entscheiden. Das aber macht gerade den Reiz dieser komplexen musikalischen Form aus. Hier geht es nicht mehr um die Imitation eines Naturvorgangs wie im Barock – des Rufs gegen eine Wand, die den Ruf als Hall zurückgibt –, sondern um die philosophische Darstellung der Dimension von Innen und Aussen, Nähe und Ferne.

III

Vielleicht ist der ideale Maler derjenige, der unter Monovision leidet, ein Handicap, das sein Segen werden könnte. Wie Goethe wäre er auf einem Auge kurzsichtig, auf dem anderen weitsichtig. Ihm stünden demnach zwei Perspektiven zugleich zu Gebot. Je nachdem, mit welchem Auge er betrachtete, was er gerade malt, ob Ferne oder Detail, würde er einen anderen Bildausschnitt wahrnehmen, einmal auf das Detail, einmal in die Ferne gerichtet, in der die Einzelheit nur ein kleiner Teil des grösseren Ganzen ist. Einmal zoomt er es zu sich heran, ein andermal zoomt er es weg.

Unvereinbare Distanz und Nähe bannten die Maler des 16. Jahrhunderts auf ein Bild, indem sie in ihre Interieurs Fenster einliessen, hinter denen die verkleinerte Welt grösser und weiter war, als eine realistische Darstellung sie hätte zeigen können, auf der allenfalls ein Baum, ein Stück Himmel oder die Mauer des Nachbarhauses zu sehen gewesen wären. Sie malten mehr Welt – Städte, Wälder, Meere – in die Fenster, als das menschliche Auge tatsächlich ausmachen konnte.

Eine andere Methode, Dinge sichtbar zu machen, die in Wahrheit im Dunkeln lagen, weil sie sich beispielsweise im Rücken des Betrachters befanden, bestand darin, im Hintergrund der Malerei Rundspiegel zu platzieren. In ihnen sah der Betrachter des Gemäldes Dinge, die in der Realität ausserhalb seines Blickfelds lagen,

etwa die Rückenansicht des Hochzeitspaares und die Trauzeugen, die auf Jan van Eycks *Arnolfini-Hochzeit* ausschliesslich im Spiegel zu erkennen sind.

Dank des Spiegels, der damals nur gewölbt hergestellt werden konnte, wurden die begrenzten Möglichkeiten des menschlichen Blicks künstlich erweitert. Unsichtbare (ferne) Dinge wurden sichtbar (nah).

IV

Das Ehepaar lebte in London. Unter dem Vorwand, eine Reise zu machen, mietete sich der Mann nur eine Strasse von seinem eigenen Heim entfernt eine Wohnung und blieb dort über zwanzig Jahre, ohne dass seine Frau oder seine Freunde von ihm hörten und ohne den Schatten eines Grundes für eine solche Selbstverbannung. Während dieser Zeit kam ihm nicht nur sein Heim jeden Tag vor Augen, sondern auch häufig die verlassene Mrs. Wakefield.

So beginnt der zweite Absatz von Nathaniel Hawthornes kurzer Novelle *Wakefield* (1835). Im Grunde ist das bereits der Höhepunkt der unerhörten Begebenheit, die von anderen Autoren variiert wurde (zuletzt von Peter Stamm in *Weit über das Land*): Ein Mann verlässt «ohne Schatten eines Grundes» seine Frau und verschwindet. Das ist weder in der Literatur noch im Leben eine Seltenheit. Aufhorchen lässt die Tatsache, dass der Flüchtige in unmittelbarer Nähe seines bisherigen Heims Posten bezieht, um von hier aus sein einstiges Zuhause zu beobachten. Er geht und bleibt. Er wird ein anderer. Warum er es tut, bleibt offen, Hawthorne gibt darüber keinerlei Auskunft. Selbst der Autor scheint die Gründe für Wakefields radikalen Schritt (und Schnitt) nicht zu kennen. Diese Art des Erzählens, die auf die Begründung einer menschlichen Handlung, ja sogar auf die Spekulation verzichtet, gehört zu den Geburtshelfern des modernen Romans.

In E.L. Doctorows Short Story *Wakefield* (2008) geschieht Ähnliches. Ein Mann, der wie bei Hawthorne Wakefield heisst, betritt eines Abends seine Garage, um einen Waschbären zu vertreiben, der sich dort niedergelassen hat. Statt sich danach ins Haus zu seiner Frau zu begeben, wie er es bislang immer getan hat, setzt er sich

in einen Schaukelstuhl und schläft ein. Als er am nächsten Morgen aufwacht, sieht er – so grundlos wie sein Vorgänger hundertfünfzig Jahre zuvor – noch immer keine Veranlassung, zu Frau und Kindern zurückzukehren. Er bleibt, wo er ist, wird zum heimlichen Beobachter der Vorgänge, die sich in seinem eigenen Haus abspielen, und interpretiert sie – reichlich unbeteiligt – nach seinem Gutdünken. Nachts streift er durch die Gegend und macht zufällige Bekanntschaften. Schnell verwandelt er sich zum Nachbarn seines eigenen Hauses. Er wird zu einem Nachbarn, von dessen Existenz ausser ihm niemand weiss. Aus seinem plötzlich gefassten Entschluss, nicht nach Hause zurückzukehren, wird eine mutwillig geschaffene Distanz nicht nur zu seiner Familie, sondern zu seinem ganzen bisherigen Dasein. Sein eigener unbekannter Nachbar zu sein, bietet ihm die Gelegenheit, für eine Weile ein anderer, ein Fremder zu sein. Die Pointe liegt nicht am Ende der Geschichte, wenn er so unvermittelt nach Hause zurückkehrt, wie er von dort fernblieb, sondern an deren Anfang, wenn Wakefield sich entschliesst, seine Position zu wechseln, vom Nahen – seinem alten Ich – zurückzutreten und den entscheidenden Schritt zu machen, um von nun für unbestimmte Zeit aus der Ferne zuzusehen, was sich im vergangenen Nahen abspielt.

V

Nähe und Distanz liegen so nahe beieinander, dass nach jahrelanger Übung ein Wechsel vom einen zum anderen in Sekundenbruchteilen möglich ist. In der Kunst, insbesondere in der Musik und in der Malerei – in der Literatur am ehesten in der Lyrik –, ist die Einheit von beidem möglich; etwa im Konstruktivismus, wo Nähe und Distanz – mithin die Perspektive – aufgehoben ist, oder in Beethovens späten Klaviersonaten, in denen zwischen radikalem Subjektivismus und abwartender Betrachtung aus der Ferne kein Unterschied mehr gemacht wird. Nirgendwo zeigt sich nachdrücklicher, wie versöhnlich Nähe und Distanz ineinander übergehen können. ●

Alain Claude Sulzer (*1953) ist Schriftsteller, Übersetzer und Journalist. Er hat zwölf Bücher geschrieben, als Herausgeber Beiträge zu Kulinarik verfasst, er wirkt an Anthologien mit und schreibt regelmässig Essays. Seine Texte sind in viele Sprachen übersetzt und mehrfach ausgezeichnet. Sulzer lebt in Basel, im elsässischen Vieux-Ferrette und in Berlin.



Foto: Julia Baler

«Nicht zu viel Nähe, nicht zu viel Distanz, sondern höfliche Rücksichtnahme. Und möglichst keine unentwegt bellenden Hunde.»



«Nachbarn sind die Prüfungsaufgaben, die uns das Leben stellt.»

Marcel Achard (1899–1974), talentierter französischer Drehbuchautor und Dramatiker, dessen unverkennbares Merkmal eine schwarze Brille mit runden Gläsern war. Die Académie française hat ihn für sein Gesamtwerk zum Mitglied ernannt.



Gleich & gleich gesellt sich gern

Sebastian Kurtenbach untersucht, wie die Menschen miteinander auskommen und was unser Zusammenleben prägt. Dabei hat er gelernt, wie wichtig Kommunikation und Vertrauen für eine gute Nachbarschaft sind.

In Zeiten, in denen Facebook- oder WhatsApp-Gruppen zum Alltag gehören und Freundschaften über lange Distanzen durch kostenlose Video-Telefonie gepflegt werden können, beginnt man schnell, das Lied vom Ende der Nachbarschaft zu singen. Doch so laut man auch singt und so viele Likes man bei Facebook zählt, die Nachbarn sind geblieben. Im Gegensatz zu früher, hat sich aber ihre Rolle und Bedeutung verändert.

Nachbarn sind Menschen wie Frau Müller oder Herr Huber, oder wie wir Soziologen in einer gängigen, zugegeben etwas sperrigen Definition von Bernd Hamm aus dem Jahr 1973 sagen: Eine «[...] soziale Gruppe, deren Mitglieder primär wegen der Gemeinsamkeit des Wohnortes miteinander interagieren». Zwei Schlüsselemente haben die Nachbarschaft über die Zeit geprägt und auch heute einen unmittelbaren Einfluss auf die Qualität des Zusammenlebens: Kommunikation und Vertrauen.

Für die Kommunikation mit den Nachbarn gibt es Rituale und Verhaltenserwartungen. Man grüsst sich im Treppenhaus, nimmt Rücksicht aufeinander, bewahrt das Paket für die Nachbarn auf, wenn sie nicht da sind – und rückt es auch wieder raus. Kontakte darüber hinaus, ausgenommen bei Konflikten, finden eigentlich nur statt, wenn man gleiche Interessen hat. Studierende, die in Wohngemeinschaften leben, werden eher Kommilitonen zu Partys einladen als die junge Familie von nebenan; die es wiederum leichter hat, mit anderen Familien in Kontakt zu kommen. Neben der ähnlichen Lebensphase ist auch die soziale Nähe zueinander hilfreich; Studien haben bewiesen, je geringer die wahrgenommene soziale Distanz zum Nachbarn ist, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit eines guten nachbarschaftlichen Verhältnisses, da Kommunikationsbarrieren geringer sind – man spricht leichter miteinander. Mit der Digitalisierung sind ausserdem weitere Kommunikationskanäle – wie nebenan.de oder lokale Facebook-Gruppen – hinzugekommen. Sie erfüllen die Sehnsucht nach Kontakten zum Nachbarn und Neuigkeiten aus der Nachbarschaft und ermöglichen dennoch, Distanz zu wahren. Diese Art der Kommunikation ist insbesondere unter den Bedingungen eines flexiblen Arbeitsmarktes hilfreich. Denn auch wenn man erst kürzlich in die Nachbarschaft zugezogen

ist, kann man so leicht in einen ersten, vorsichtigen Kontakt mit den Nachbarn kommen.

Die zweite Konstante von Nachbarschaft ist Vertrauen, was in diesem Zusammenhang auch als Erwartung verstanden werden kann: Die Nachbarn teilen die gleichen Werte und helfen einander, wenn es notwendig ist. Der US-amerikanische Soziologe Robert J. Sampson hat das Konzept der kollektiven Wirksamkeit entwickelt, mit erstaunlich guten empirischen Ergebnissen. Seine Grundüberlegung ist einfach nachzuvollziehen. Je stärker das Vertrauen in die Menschen nebenan ist, desto weniger abweichendes Verhalten, beispielsweise in Form von Kriminalität, gibt es. Eine starke Nachbarschaft, die auch bereit ist, abweichendes Verhalten zu sanktionieren, ist so auch eine sichere Nachbarschaft. Das Konzept wurde mittlerweile weltweit getestet, hat sich bestätigt und zeigt, dass gute Nachbarschaft auch der Gesundheit zugute kommt. Es bringt die Menschen auf eine entspannte Art und Weise zusammen, zum Beispiel in gemeinsam genutzten Räumen oder Grünanlagen.

Wo Nachbarschaft räumlich beginnt und endet, das empfindet jeder anders. Für die einen reicht Nachbarschaft bis zu einer physischen Grenze, wie einer grossen Strasse, für den anderen bis dahin, wo die Bekannten oder Verwandten fussläufig entfernt wohnen. Was banal klingt, stellt sowohl die Stadtplaner als auch die Stadtforscher vor grosse Probleme. Sie müssen Räume geografisch festlegen, allein um arbeiten zu können. Wahlkreise oder Stadtteile werden dann schnell Nachbarschaft genannt, obwohl die Grenzen künstlich gewählt sind und mit den Lebensrealitäten der Bewohner wenig zu tun haben. Ihr Zuschnitt folgt einer anderen Logik, weil sie eher Verwaltungseinheiten als empfundene Nachbarschaften sind.

Vertrauen und Kommunikation behalten ihre Bedeutung, trotzdem wandelt sich die Nachbarschaft. Noch immer leben Menschen mit ähnlichem sozialem Hintergrund häufig im selben Haus, sind also Nachbarn. Doch wie man mit Nachbarn in Kontakt kommt oder kommen will, ist kompliziert geworden. In meinen wissenschaftlichen Untersuchungen erkenne ich mehr und mehr: Distanz ist wichtig, und sie folgt individuellen, fein aus-

**Distanziertes Miteinander
ändert sich in gemeinschaftlichen
Notlagen sehr schnell.**

tarierten und lebensphasenabhängigen Regeln. Im Frühsommer 2017 sass ich mit Freunden in deren Altbauwohnung und diskutierte über Nachbarschaft. Nachbar sei, wen man von seiner Wohnung aus wahrnehmen könne; aber auch derjenige, den man beim Einkaufen treffe. Wichtig seien Offenheit zum Nachbarn und dieselben Werte. Einigkeit bestand darin, dass man sich in der Stadt die Nachbarschaftskontakte eher aussuchen kann als auf dem Dorf. Und da meine Freunde eine kleine Tochter haben, war ihnen das ganz besonders wichtig. Der Vorteil der Grossstadt läge in der grösseren Auswahl an Gleichaltrigen, was sowohl für Eltern wie auch für Kinder zutraf. Fazit: Man wünscht sich die Möglichkeit von Austausch und sozialer Mischung, um dann doch lieber unter sich zu bleiben. Das ist ein Befund, den es auch in der wissenschaftlichen Literatur gibt. Konkret heisst das, selbst wer in einer Nachbarschaft mit einer hohen Diversität, zum Beispiel Menschen mit sehr unterschiedlichen Einkommen, wohnt, pflegt dennoch eher Kontakte zu Leuten mit ähnlichem Lebensstil, die in einer ähnlichen Lebensphase sind.

Nachbarschaftsbeziehungen sind immer ein Spiegel der Zeit. Vor der Industrialisierung war der Nachbar, vom Adel abgesehen, wer nah beim eigenen Bauernhof wohnte, der andere nahe Bauer – «Nachbur». Während der Industrialisierung und dem damit einhergehenden Wachstum der Städte sortierten sich Nachbarschaften vor allem nach Klassen. Arbeiterviertel entstanden, über die wir aus frühen sozialwissenschaftlichen und geografischen Studien mehr wissen als über die bürgerlichen Wohngebiete. Die Arbeiterviertel prägten Klassenbewusstsein und Armut. Mit dem beginnenden 20. Jahrhundert, was in den ersten Jahren von der Etablierung des Sozialstaates und dann von Krisen und Kriegsnot geprägt war, änderten und institutionalisierten sich Nachbarschaftsverhältnisse. Arbeiter- oder Sportvereine, wie zum Beispiel Fussballvereine, sorgten für Austausch. Jetzt trennte man privates und öffentliches Leben. Auch die üblichen sozialen Rituale unter Nachbarn sowie das Wohnen veränderten sich. Die Wohnstube, in der gekocht, gegessen und geschlafen wurde, verschwand. Nun richteten die Menschen Wohnzimmer ein – als neuen Ort der Repräsentation gegenüber Gästen.

Auch wenn nachbarschaftliches Verhalten sich, ebenso wie das gesellschaftliche Zusammenleben insgesamt, verändert hat, so ist Nachbarschaft nach wie vor eine Schicksals- und Nothilfegemeinschaft. Distanziertes Miteinander ändert sich in gemeinschaftlichen Notlagen sehr schnell. Naturkatastrophen, wie Hochwasser oder zu viel Schnee, zeigen immer wieder: Wenn es drauf ankommt, schliesst man sich mit denjenigen zusammen, die nah bei einem selbst wohnen, und zeigt sich solidarisch.

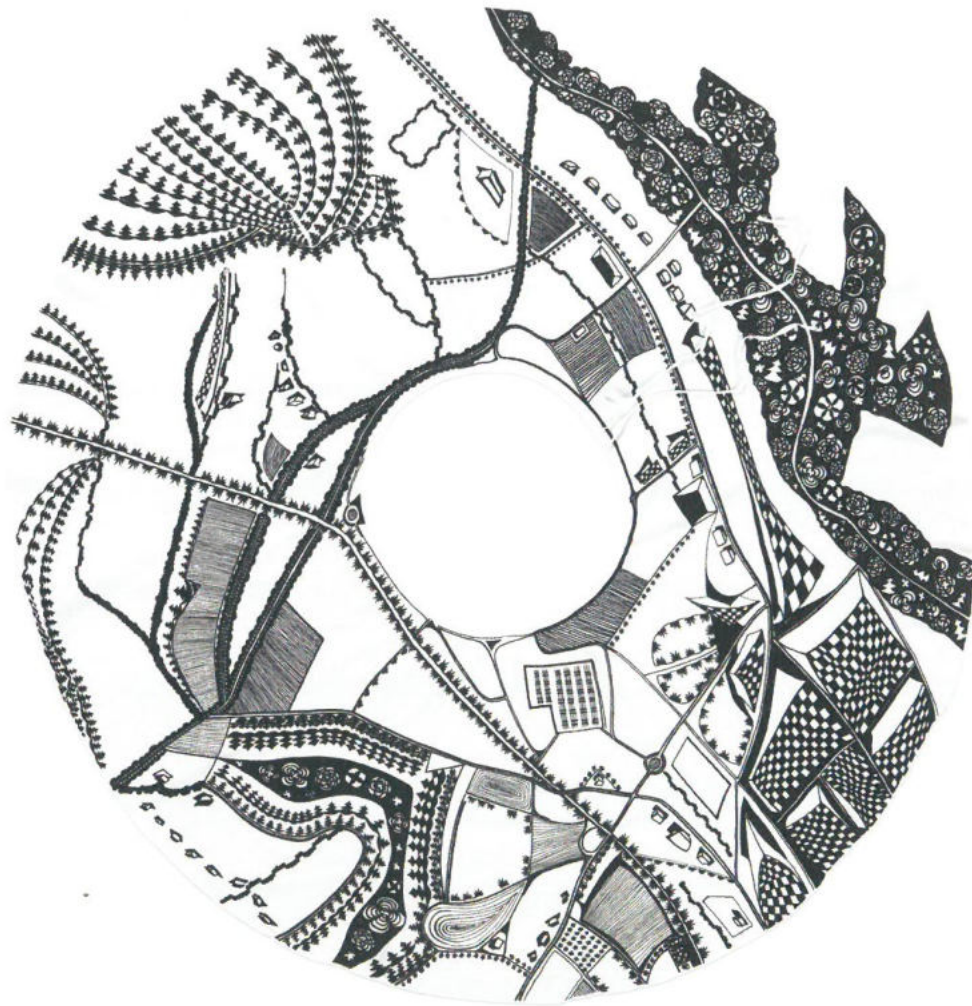
Natürlich hat das Thema Nachbarschaft noch weitere Facetten. Die politische Förderung von Nachbarschaftsprojekten und der Wandel von Wohngebieten, beispielsweise durch Gentrifizierung, bringen neue, eigene Aspekte für das nachbarschaftliche Zusammenleben mit sich. Bei der Debatte um Nachbarschaft bleibt vor allem die Einsicht, dass sie eine Selbstverständlichkeit im Wandel ist. Denn die Gesellschaft erfindet sich immer wieder neu. ●

Sebastian Kurtenbach, (*1987) ist Sozialwissenschaftler und lehrt an der Universität Bielefeld. Er ist für drei Monate in eine Hochhaussiedlung gezogen – 13 000 Einwohner, mehr als 40 Prozent Sozialhilfeempfänger. Nur wenige lebten dort freiwillig.



«Ich habe gehört, was die Menschen eben so machen. Besonders im Bad, da schallte es aus den anderen Bädern.»

Der blinde Fleck und die Folgen



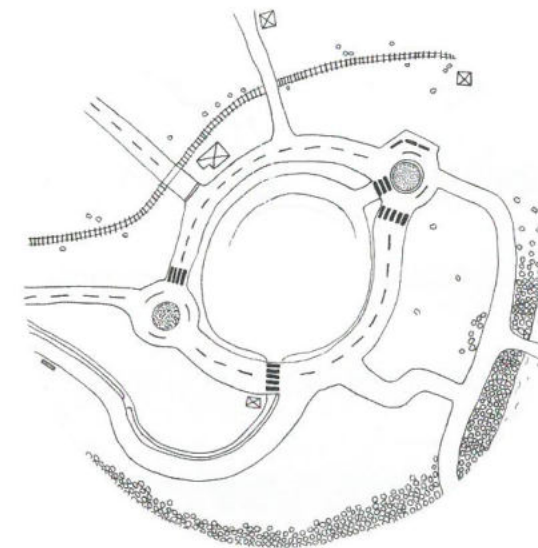
Kateřina Šedá, *No light*, aus der Serie *Nedá se svítit*, 2010. Soziale Intervention, Mixed Media, Masse variabel.
Fotos: Michal Hladik.

→ Werk in der Ausstellung

Der Autokonzern Hyundai errichtete 2008 mitten im tschechischen Dorf Nošovice ein riesiges Produktionswerk. Für die Bewohner bedeutete dies einen gewaltigen räumlichen, aber auch sozialen Einschnitt in ihr Dorfleben. Die tschechische Künstlerin Kateřina Šedá setzt sich seit mehreren Jahren mit den Dorfbewohnern auseinander und hinterfragt, was mit einem nachbarschaftlichen Gefüge passiert, wenn dieses räumlich abrupt zerstört wird.

Viele Bewohner von Nošovice entschieden sich, nach dem Fabrikbau ihr Dorf zu verlassen. Diejenigen, die blieben, sprachen kaum noch miteinander. Kateřina Šedá wollte positive Lösungsansätze suchen und bat die Zurückgebliebenen, das Dorf vom Standpunkt der Fabrik aus zu zeichnen. Ein blinder Fleck in der Mitte jeder Zeichnung symbolisierte dabei das Produktionswerk, welches das Dorf räumlich und sozial spaltete. Diese Zeichnungen liess die Künstlerin von Frauen aus der

Unter dem Titel *Nedá se svítit* (es gibt Nichts, das wir tun können) hat **Kateřina Šedá** (*1977, Brno, Tschechien) seit 2008 zehn Projekte mit dem Dorf Nošovice realisiert. Mit einer eigenen «Fabrik» möchte sich die Künstlerin so lange gegen die Gleichgültigkeit der Fabrikbetreiber und Resignation der Bewohner wehren, bis Hyundai die Fabrik in Nošovice schliesst.



Nachbarschaft von Nošovice auf runde Tischtücher sticken. In Anlehnung an das verlorene Dorfczentrum fehlt jedem Tischtuch ein zentrales Stück Stoff.

Tische sind Orte, wo sich Gemeinschaften im Kleinen versammeln und beim gemeinsamen Essen den Alltag diskutieren. Mit dem haptischen Material des Stoffes und der Stickereien schaffte Šedá gleichzeitig einen Bezug zu traditionellen Handwerkstechniken. Die Künstlerin will hiermit für Traditionen

sensibilisieren und diese wiederaufleben lassen. Dazu gehören auch über Jahre gewachsene topografische und soziale Nachbarschaften. sk

Wer ist eigentlich meine verrückte Nachbarin?

Sie stand oft am Fenster gegenüber. Manchmal war sie nackt, manchmal tanzte sie und trug Gedichte vor. Irgendwann im Spätsommer verschwand sie.

Björn Stephan

Als ich meine Nachbarin das erste Mal sah, sass sie auf ihrer Fensterbank, die Beine so weit von sich gestreckt, dass ich befürchtete, sie würde jeden Moment in den Abgrund stürzen. Alles, was sie trug, war ein schwarzes Höschen.

Es war ein Frühlingmorgen, das weiss ich noch, einer der ersten warmen Tage des vergangenen Jahres. Ich war in die Küche geschlurft, um mir einen Kaffee zu kochen, auf dem Tisch die Flaschen von gestern, als mein Blick auf das geduckte, zweistöckige Haus gegenüber fiel, und auf die nackte Frau im Fenster.

Sie hörte Musik, die nach den achtziger Jahren klang, sie sang laut mit. Es war schwer zu sagen, wie alt sie war. Sie hatte kleine, feste Brüste und einen flachen Bauch, ihr Gesicht konnte ich nicht erkennen. Meine Mitbewohner, die schon länger hier wohnten, St. Pauli, Hamburgs offizielle Suff- und Absturzhölle, nannten sie die «Verrückte».

Die Verrückte stand oft am Fenster, hin und wieder mit einer Puppe in der Hand. Sie tanzte, sie sonnte sich, sie strippte, sie sang, sie hielt Reden, sie rezitierte Gedichte oder Theatermonologe, oft auf Englisch. Das Fenster war ihre Bühne, der Hinterhof ihr Publikum.

Einmal schrie ein Nachbar, sie solle die Fresse halten. Wir hätten so was nie gerufen. Wenn wir abends in der Küche sass und rauchten, schauten wir ihr zu. Gesang von Einsamkeit, Gebet an die Nacht. Manchmal applaudierten wir oder riefen «Bravo!», manchmal winkten wir. Sie winkte nie zurück.

Aus Verwunderung wurde Neugier. Ich wollte wissen, wer die Verrückte war. Ich vermutete eine Geschichte, ein kleines Drama. Denn meist sind Verrückte ja gar nicht verrückt, sondern ins Straucheln geraten, was wirklich jedem passieren kann, erst recht, wenn man auf dem Kiez gestrandet ist. Jeder aus seinen Gründen.

Durch die Nachbarschaft geisterten viele Gerüchte über unsere Nachbarin. Sie sei eine Hure, sagten die Taxifahrer. Sie sei ein Junkie, sagten die Huren auf dem Transestrich. Sie sei mal ein berühmtes Model gewesen, das

jetzt nur noch von Sternzeichen fasele, hiess es im Kiosk. Nein, eine Schauspielerin, die im *Tatort* und bei *Polizeiruf 110* mitgespielt habe, sagten sie in der Pizzeria. Sie sei ein Aktmodell, er habe sie in einem Zeichenkurs gesehen, sagte ein Freund meines Mitbewohners. Nein, eine Scientology-Aussteigerin, sagte eine Putzfrau in einem Club.

Die Verrückte war so schwer zu fassen wie ein Bienen-schwarm. Das Einzige, was alle beschrieben, war ihr stechender, alles durchdringender Blick.

Es gibt diese Leute, die man beinahe jeden Tag sieht. Man gewöhnt sich an sie, einfach weil sie immer da sind, auf dem Kiez gibt es viele davon: den schwulen Bäcker in der Silbersackstrasse, den Fixer im Hauseingang der Heilsarmee, die Transe mit dem monströsen Arsch. Es sind Leute, von denen man nichts weiss, Statisten des Alltags. Manchmal dringt einem ihre Anwesenheit erst dann ins Bewusstsein, wenn sie plötzlich verschwunden sind. So war es mit unserer Nachbarin.

An dieser Stelle hätte diese Geschichte
vorbei sein können

Auf einmal, es war Sommer geworden, war sie weg. Seit Tagen schon. Also ging ich hinüber, von der Talstrasse auf den Hamburger Berg. Ich blieb vor der Barbara-Bar stehen, eine graffitibemalte Tür, hier musste sie wohnen. Ich hoffte, sie hatte sich nicht aus dem Fenster gestürzt. Ich klingelte, ich klopfte an der Bar, ohne zu wissen, was ich sagen würde, «Hallo» vielleicht. Aber es war Nachmittag, niemand öffnete.

An dieser Stelle hätte diese Geschichte vorbei sein können, doch aus Neugier wurde Beharrlichkeit. Nächte am Tresen, Goldener Handschuh und Taverne, so heissen die Läden hier, Nächte am Automaten und am Billardtisch, klebrige Fussböden und zu viele Zigaretten und immer dieselbe Frage: «Kennst du die Frau mit dem stechenden Blick?» Kopfschütteln, Visitenkarte. «Ruf an, wenn du was weisst.» Noch ein letztes Bier, zerhauene

Tage, nie wieder Tequila. Aber nichts von unserer Nachbarin. Das Fenster gegenüber blieb blind.

Bis eines Tages, es war Mitte November und die Beharrlichkeit mittlerweile zur Resignation geschrumpft, mein Handy klingelte.

«Hallo, hier ist Eddie», sagte eine raue Stimme. «Du suchst Eva, oder? Komm vorbei!»

Jetzt?

«Jetzt! In der Barbara-Bar.»

Eva also, dachte ich. Unsere Verrückte hat einen Namen. Eddie wartete drinnen am Tresen. Ein Mann um die 40, ganz in Schwarz gekleidet, die Augen müde und verschattet. Er führte mich eine steile Treppe hinauf in den ersten Stock über der Barbara-Bar, vorbei an den Bildschirmen der Videoüberwachung, in ein Zimmer, das so niedrig war, dass man den Kopf einziehen musste, und so vollgerümpelt wie eine Theaterrequisite: sein Büro. Eddie liess sich in einen Sessel fallen.

Vor seinem Schreibtisch standen die golden besprühten Beine einer Schaufensterpuppe, überall stapelten sich Kronleuchter, Scheinwerfer, Kostüme. Ihm gegenüber sass eine Frau auf einem Sofa, eingewickelt in drei Lagen aus Pullovern, die Mütze in die Stirn gezogen. Sie heisse Maja, sagte sie, während sie sich eine Zigarette drehte.

Wo ist Eva?, fragte ich.

Eddie: «Sie ist gestorben.»

Gestorben?

Eddie: «Ja, wir haben sie am 22. September in ihrer Wohnung gefunden. Es hat aus ihrem Zimmer gerochen, wir haben die Polizei gerufen. Sie muss dort schon drei, vier Tage gelegen haben.»

Woran ist sie gestorben?

Eddie: «Ich weiss nicht. Es war wohl nichts zu sehen, keine äusseren Einwirkungen, hat die Polizei gesagt. Vielleicht Selbstmord.»

Maja: «Ich glaube nicht, dass es Suizid war. Sie sah schlecht aus, als ich sie das letzte Mal gesehen habe, abgemagert, aber sie wirkte nicht so, als hätte sie keinen Bock mehr zu leben.»

Wie alt war sie?

Maja: «So um die 40 vielleicht.»

Eddie: «Ja, das könnte hinkommen. Eva war ja schon lange hier, zehn Jahre bestimmt. Eines Tages war sie einfach da und ist nicht mehr gegangen, sie brauchte eine Wohnung, und ich hab ihr das Zimmer unterm Dach gegeben, zehn Quadratmeter, zwei Fenster, ein Bad, keine Küche.»

Als sei sie ein kleines Mädchen

Maja: «Sie hat oft unten getanzt, wenn ich aufgelegt habe. Sie hatte so eine Mordsenergie, so übersprühend

und aufgedreht war sie. Sie hat immer so gestrahlt und Gin Tonic getrunken und von Engeln und Sternzeichen erzählt. Ich bin Waage, für Eva war ich immer Harmonie und Gleichgewicht.»

Eddie: «Ich weiss nicht, ob sie gestrahlt hat, vielleicht eher geflackert. Eva hatte einen kleinen Knacks weg. Grösstenteils ist sie schon ein sehr trauriger Mensch gewesen.»

Maja: «Traurig nicht. Tiefsinnig.»

Eddie: «Feinfühlig.»

Maja: «Ja, feinfühlig. Ich glaube, das mochte ich am meisten an ihr, sie war so urteilslos. Sie hat nichts gegeben auf Vorurteile und Oberflächlichkeiten. Und sie konnte gut zuhören. Wenn dich was bedrückt hat, hat sie das auch bedrückt. Aber in den letzten anderthalb Jahren habe ich sie immer seltener gesehen. Sie konnte das mit den vielen Menschen hier nicht mehr.»

Eddie: «Ja, die meisten legen sich ja irgendwann eine Rüstung zu. Aber sie nicht. Sie hat in allem nur das Positive gesehen, das kann deine Seele kaputt machen. Ich weiss noch, was wir aus ihrer Wohnung herausgetragen haben: ganz viel Nippes, Kitschbilder, Puppen, Kuscheltiere. Als sei sie ein kleines Mädchen.»

Maja: «Der Kiez ist zu viel gewesen für sie.»

Eddie: «Der Kiez ist ein Strudel: Drogen, Sex, Gewalt, alle Verlockungen dieser Welt. Du brauchst schon starke Segel, um dagegen anzukommen.»

Maja und Eddie wirkten, als wüssten sie, wovon sie reden. Maja, erfuhr ich dann, lebte seit zehn Jahren auf dem Kiez; Eddie, Sternzeichen Wassermann, dem neben der Barbara-Bar noch drei andere Clubs gehörten, seit 17 Jahren. Sie erzählten dann noch, dass Eva eigentlich Eva Maria heisse. Dass sie viel im Internet, auf Facebook und Twitter, geschrieben habe. Und dass ein Mann mit einem riesigen Hund sich um sie gekümmert habe, sie gaben mir seine Telefonnummer. Dann verabschiedete ich mich.

Bei jeder Suche gibt es einen Punkt, an dem man nicht mehr sucht, sondern findet. Aber das, was ich gefunden hatte, war etwas anderes als das, was ich gesucht hatte. Bis eben hatte meine Nachbarin für mich noch nicht einmal einen Namen, jetzt war sie tot.

Aus der Geschichte über meine verrückte Nachbarin würde ein Nachruf werden. Aber wer war Eva? Und wie war sie gestorben?

Ich entdeckte, dass sie fast jeden Tag etwas auf Facebook und Twitter postete, meistens ging es um Sternzeichen, gelegentlich um Putin oder Trump. Sie mochte The Cure und verehrte Robert Smith, den Sänger. Ich stellte fest, dass ihr bei Twitter 1056 Menschen folgten, und dass sie bei Facebook mehrere Tausend Fotos online gestellt hatte. Meistens Kiezaufnahmen, Schnappschüsse, Strassenszenen, die Davidwache, die Kasinos, und viele Selbstporträts.

Ich schaute in Evas Gesicht. Sie hatte langes, dunkles, gelocktes Haar und grüne Augen. Und ich sah, dass sie immer wieder den Blick aus ihrem Fenster fotografiert hatte, auf unser Haus und den Himmel dahinter.

Ihre Geschichte, eine grosse Tragödie

«Das Evchen wirkte auf mich immer wie ein kleiner, zarter Vogel, der aus dem Nest gefallen ist», sagte Michel, den ich einige Wochen später in einem Café auf dem Kiez traf. Michel, 62, ist der Mann mit dem grossen Hund, der Teddy heisst, ein Kangal, ein anatolischer Hirtenhund mit weissem Fell, 90 Kilo schwer. Michel sagte, das Evchen habe den Teddy geliebt.

Als Michel von Evchens Tod hörte, sei er traurig gewesen, aber nicht überrascht, sagte er. «Es war absehbar! Ich hatte sie gewarnt! Mädels, habe ich gesagt, über kurz oder lang wird es einen Crash geben! Dir geht es beschissen! Entweder du suchst professionelle Hilfe, oder du wirst den Bach runtergehen.»

Michel, Sternzeichen Löwe, war mal Soldat, was man daran erkennen kann, dass er noch immer Armeestiefel und Bürstenschnitt trägt und in der hohlen Hand raucht. 15 Jahre lang war er Scharfschütze bei der französischen Fremdenlegion, erzählte er, vierte Kompanie, zweites Fallschirmjägerregiment, stationiert in Dschibuti. Aber das ist lange her. Mittlerweile geht er mit Teddy regelmässig ins Hospiz, es gibt wenig, über das sich Todkranke so sehr freuen wie über seinen grossen, weissen Hund.

Das Evchen, sagte Michel, habe vor allem Probleme mit den Drogen gehabt. Sie habe Joints geraucht wie andere Zigaretten. Er kümmerte sich um sie, er schenkte ihr eine Daunenjacke, eine Kaffeemaschine und einen braunen Steiff-Bären. Manchmal spazierten sie mit Teddy im Park «Planten un Blumen» und schauten die Krokusse an. Manchmal kam Eva zu ihm, ziemlich fertig, und er nahm ihr das Speed ab und die Pillen, setzte sie in die Badewanne und kochte ihr etwas Warmes zu essen. Michel sagte, er glaube nicht, dass es Selbstmord war, vielleicht Organversagen oder so. Sein Händedruck zum Abschied war fest, ich konnte ihn noch eine Weile fühlen. Ich frage mich, ob ich mich zu weit in ein fremdes Leben hineingewagt hatte. Eva war eine Taumelnde, ihre Geschichte kein kleines Drama, sondern eine grosse Tragödie. Ich überlegte, die Sache sein zu lassen.

Doch dann schrieb mir Mike, Evas bester Freund, wie er selber sagte. Und ich fuhr an einem eiskalten Freitagabend im Januar an den Stadtrand Hamburgs, in ein Gewerbegebiet in Tonndorf.

Mike, 31 Jahre alt, ehemals Musicaldarsteller, heute Altenpfleger, Sternzeichen Stier, empfing mich in seiner

Wohnung, im Flur hingen Fotos von Eva an den Wänden, wir setzten uns ins Wohnzimmer, wo weitere Fotos von ihr lagen. Fotos, auf denen sie gesund aussah, sehnsüchtig und nachdenklich und schön. Mike sagte, er habe Eva vor elf Jahren kennengelernt, auf einer Party in der Wunderbar, einer Schwulenbar auf dem Kiez.

Je weiter ich mich vom Kiez entfernte, dachte ich an diesem Abend in Hamburg-Tonndorf, desto näher komme ich ihr.

Glaubt man Mike, geht Evas Geschichte so: Eva Maria, am 9. November 1974 in Hannover geboren, die Mutter alleinerziehend, wuchs in Mainz auf, lebte eine Weile in Amerika, zog später nach Köln, arbeitete dort fürs Radio und moderierte die Satiresendung *Die Supermuttis*, bevor sie nach Hamburg zog. Dort machte sie erst eine Ausbildung an der Stage School of Music und studierte dann Schauspiel am Hamburgischen Schauspielstudio, sie trat im Theater Altona auf, arbeitete in der Redaktion von Johannes B. Kerner, spielte in Fernsehproduktionen des NDR mit, Nebenrollen im *Tatort*, bei *Polizeiruf 110* und *K11*.

Sie hatte keine Kraft mehr, sich zu befreien

Dann irgendwann, Eva muss um die 30 gewesen sein, starb ihre Mutter, und Eva lief nicht mehr, sie stolperte. Das Einzige, was danach in ihrem Leben konstant war, sagte Mike, war das Auf und Ab.

Und die Gerüchte? Hure? Model? Scientology?

«Ja, das stimmt alles», sagte Mike. «Sie war alles! Sie hat gemodelt, sie hat eine Zeit lang bei einer Escort-Agentur gearbeitet, sie hat zu viel gekifft, und ihre Mutter war bei Scientology, aber Eva ist mit 18 ausgestiegen.»

Es stimmt alles, dachte ich. Es ist alles wahr – und doch nicht. Denn im Grunde war das alles, diese Gerüchte, die keine mehr waren, egal. Es ging darum, wie sie war. Und Eva schien etwas in den Menschen berührt zu haben. Jedenfalls redeten alle, mit denen ich während dieser Suche gesprochen hatte, mit grosser Zärtlichkeit von ihr. Vielleicht war es ihre Verletzlichkeit, die dazu führte, dass auch sie sich nicht scheuten, verletzlich zu sein.

Das letzte Mal, sagte Mike, habe er Eva Mitte September gesehen, drei Tage vor ihrem Tod in ihrem Zimmer, nur ein Jahr zuvor war ihr Vater gestorben. Wenn es ihr gut ging, streifte sie draussen durch die Strassen, wo sie jeden kannte, aber kaum jemand sie. Sie tanzte durch die Kneipen und schenkte Obdachlosen 20 Euro, obwohl sie selber nur Hartz IV bekam. Aber wenn es ihr schlecht ging, verschanzte sie sich in ihrem Zimmer, diesem

zehn Quadratmeter grossen Käfig, in dem im Winter die Heizung ausfiel, wo es von der Decke tropfte. Sie schaute dann Serien, *Six Feet Under* und *Dexter*, und neben ihr sass Toldi, der Steiff-Teddy, und Luise, die Puppe, die ihrer Mutter gehört hatte.

Sie hatte keine Kraft mehr, sagte Mike, keine Kraft, sich zu befreien, sie wollte ja weg, weg vom Kiez, diesem Leben, das sie aufzehrte, sie war nur noch Haut und Knochen, aber er glaube dennoch nicht, dass es Selbstmord war, sie war stabil. Für ihre Verhältnisse. Vielleicht war es eine Lungenembolie, vermutete er.

Dann spielte er ein Video auf YouTube ab, das Video ist neben den Fotos, neben fünf Edelsteinen, Rosenquarz und grünem Amethyst, neben einer silbernen Halskette, die er ihr geschenkt hatte, und einem silbernen Ring, den er jetzt am kleinen Finger trägt, alles, was ihm von Eva geblieben ist.

In dem Video trägt Eva ein Gedicht vor, selbst geschrieben, mit dunkler, voller Stimme, untermalt von Musik.

«Mach die Taschenlampe an, das letzte Hemd ist noch nicht dran / Mach die Taschenlampe an, leuchte mir doch mal durch die Kehle, direkt in meine schwarze Seele / Mach die Taschenlampe an, schlafen muss jeder, da lässt der Engel die Feder.»

Darunter mehrere Kommentare:

«Rest in peace my ANGEL I'll miss you for ever my heart is just broken.»

«Diese Trauer... ohne Dich liebes Evachen ist es nicht das selbe. (...) Ich trage dich als mein Licht im Herzen.»

Mike sagte, Evas Urne sei auf dem Friedhof Hamburg-Ohlsdorf beigesetzt worden, im Ruhewald am Pökelmoor, Baum 13, eine Linde. 30 Leute seien zu ihrer Beerdigung da gewesen, am 9. November 2016. An diesem Tag wäre sie 42 Jahre alt geworden. Sie war Skorpion. Nach dem Treffen mit Mike überlegte ich, zum Friedhof zu fahren. Stattdessen fuhr ich nach St. Pauli. Ich war inzwischen nach Eimsbüttel gezogen, vom Kiez in die Bürgerlichkeit. Jemand anderes schaute jetzt vom Küchenfenster in den Hinterhof.

Ich ging in die Barbara-Bar und bestellte ein Bier. Und während ich am Tresen sass, fiel mir Jack ein, Evas Schneider, ein kleiner Mann mit Glatze, dessen Laden gleich um die Ecke lag. Einer der vielen, die sich genau an sie erinnerten. Jack hatte mir erzählt, dass Eva drei Tage vor ihrem Tod eine bordeauxrote Jacke und eine helle Jeans abgegeben hatte, Brandlöcher, Reparatur für 20 Euro. Bislang hat niemand sie abgeholt. ●

Björn Stephan (*1987) ist Reporter. Er lebt in Hamburg und Berlin und arbeitet als Redakteur bei der *Zeit*, im Ressort *Z-Zeit zum Entdecken*. Sein berührender Nachruf erschien erstmals in *Zeit* Nr. 08/2017. Stephans Texte wurden unter anderem mit dem Axel-Springer-Preis und dem Reporterpreis ausgezeichnet.



Foto: Maria Feck

«In den vergangenen dreieinhalb Jahren habe ich in drei Städten und vierzehn verschiedenen Wohnungen gelebt, meistens zur Zwischenmiete in möblierten WG-Zimmern. Wer meine Nachbarn sind, wusste ich meistens nicht. Aber Evas Geschichte hat mich daran erinnert, wie sehr es sich lohnen könnte, sie kennenzulernen.»



ZHAW, Institut für Umwelt und natürliche Ressourcen, *Monstera deliciosa*, 2017. Skizze.

→ Installation in der Ausstellung

Zu den häufigsten nachbarschaftlichen Hilfen gehört, neben Haustiere füttern und Briefkasten leeren, das Pflanzengiesen. Nicht selten ist der Austausch mit dem Bewohner von nebenan auf diese Zweckbeziehung beschränkt. Zimmerpflanzen spiegeln häufig den «Lifestyle» ihres Besitzers und sind oft Indikator für einen bestimmten Lebensentwurf. Die Installation *Monstera deliciosa* der ZHAW geht eben dieser komplexen Beziehung zwischen Menschen und Pflanzen nach. So lernen wir vielleicht auch etwas über unsere Nachbarn, wenn wir das nächste Mal für sie die Pflanzen giessen. Denn diese können, wie ihre Besitzer wohl auch, bescheiden, kompliziert, aufdringlich oder empfindlich sein.

In Wädenswil, im Campus Grüental, befinden sich die frei zugänglichen Lern- und Forschungsgärten der ZHAW (Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften). Rund 4000 Pflanzen laden in abwechslungsreichen Gärten zum Verweilen ein. Mit innovativen Gestaltungs- und Kommunikationsmethoden werden die Lebenszusammenhänge von Menschen, Pflanzen und Tieren erlebbar gemacht.

Das Institut für Umwelt und Natürliche Ressourcen der ZHAW forscht am Standort Wädenswil unter anderem im Bereich der zukünftigen, nachhaltigen Gestaltung der Landschaft für Menschen, Tiere und Pflanzen. Seit mehreren Jahren setzt sich dort die Forschungsgruppe Nachhaltigkeitskommunikation damit auseinander, wie Reformprozesse in der Gesellschaft vermittelt und begleitet werden können. Ähnlich wie das Vögele Kultur Zentrum verfolgt man dabei einen interdisziplinären Ansatz: Das Forschungsteam setzt sich nicht nur aus ExpertInnen der Natur-, Umwelt- und Sozialwissenschaften zusammen, sondern zieht die gegensätzliche Disziplin der bildenden Kunst mit ein. sk

Die Wiege des Teilens

Wie die Ökonomie Nachbarschaft stiften kann, zeigt sich in der Allmende. Eine kleine Soziologie des Miteinander mit 10 Geboten für die Zukunft.

Köbi Gantenbein

Ausserhalb von Fläsch, meinem Dorf im Kanton Graubünden, liegt eingefasst von einem Wald eine zwei Hektar grosse Magerwiese. Hier pflücke ich im frühen Herbst unter den Buchen die Gold- und Kuhröhrlinge. Hier weiden im Sommer die Rinder. Die Wiese heisst «Holz». Sie ist eine der Allmenden des Dorfes. Obwohl schön gelegen hat sie geringen ökonomischen Wert, Bauzone wird sie nie. Aber sie steht für eine Rechtsform gemeinschaftlichen Eigentums und trägt eine lange Geschichte mit: Nachbarschaft ökonomisch einrichten – alle nutzen, alle besitzen. Bis in die Neuzeit waren weite Teile der alpinen Landwirtschaft nebst dem privaten Besitz als Gemeingut in Allmenden organisiert. Doch Obacht. Das war keineswegs urtümlicher Kommunismus, sondern eine streng kontrollierte Zutritts-, Nutzungs- und Hegeregel, offen nur für benachbarte Gemeindeglieder, aber auch für sie ungleich. Geschlossen war die Allmende für die besitzlosen, herumziehenden, mausarmen Menschen, die zu keinem Dorf gehörten oder als Hintersassen randständig waren. Als Tagelöhner konnten sie hin und wieder auf der Allmende arbeiten, ohne Weide-, Holz-, Wasser-, Pilzpflück- oder gar Fischerei- und Jagdrecht. Sie waren keine Nachbarn und somit keine Allmendgenossen.

Raub der Allmende

Allmenden haben mit dem Beginn der Moderne die jahrhundertealte Aufgabe verloren, das dörfliche Überleben kollektiv zu sichern. Übrig blieben sie in Form von Wiesen und Alpen und wurden zu Geldmaschinen für ihre Genossen, weil sie die Tourismusmaschine, zum Beispiel in Zermatt, am Laufen halten oder Korporationen in Ausserschwyz alimentieren, die zu den reichsten Landbesitzern der Schweiz gehören. Die Allmende war aber keineswegs alpine oder gar Schweizer Eigenart. Die «commons» bestimmten die Ökonomie Englands bis ins späte Mittelalter. Ab der Mitte des 15. Jahrhunderts zäunten kapitalkräftige städtische Kaufleute die Landschaften ein. Ihr «enclosure movement» feuerte Bürgerkriege an, trieb die Landbevölkerung in die schnell wachsenden Städte und in die Kolonien; es schuf die Arbeiterheere für die Fabriken und die reichen Grossgrundfamilien, die Englands Geschichte bis heute prägen.

Und ginge der Landraub nicht weiter, wäre der Komfort im reichen Teil der Welt nicht so famos. Der derzeit grösste Skandal der Weltwirtschaft ist der Raub von All-

menden in Afrika. Internationale Konzerne mit Sitz in Zug oder Genf beuten die Rohstoffe der Allmende aus; Finanzkonzerne, die ihre Geschäfte vom Geldhandel auf harte Ware verlegen, privatisieren weltweit Commons; Lebensmittelkonzerne führen die Privatisierung von Wasser an – neben den Rohstoffen wie Erdöl, Holz und Metallen das wichtigste bewegliche Gut der Allmende. Chinesische Konzerne nehmen riesige Landflächen, die auch in Afrika als Gemeingut verfasst waren, in ihr kommunistisches Eigentum. Dieser grossangelegte Allmenderaub ist mit ein Grund für das Armuts- und Kriegselend in Afrika; er ist mit ein Grund für die Flucht der Heerscharen, die unterwegs nach Norden im Mittelmeer ertrinken.

Arbeit der Allmende

Die Allmende war in den Bauernnachbarschaften ein ökonomischer Zwang. Nur im Gemeinwerk reichte die menschliche Arbeitskraft aus, um die Nahrung in der heute unvorstellbaren Mangelwirtschaft zu beschaffen. Knapp genug war sie meist, vom Unwetter zerschlagen, von Kriegsmeuten geraubt, von Herrschaften eingesackt. Arnold Niederer (1914–1998) ist der massgebende Soziologe der Schweizer Alpengeschichte. Zuerst als Handelsreisender, später als Forscher und Professor für Volkskunde an der Universität Zürich, hat er die Arbeitsformen auf der Allmende dokumentiert, als die lange Geschichte des «Service Public». Eindringlich und elegant geschrieben, wie kaum einer seiner Kollegen es konnte, schildert er, wie existenzielle Not kollektive Arbeitsformen geboren und in den Nachbargemeinschaften und Verwandtschaften befestigt hat. Er beschreibt eine Zwangswirtschaft, die im Gemeinwerk Wiesen, Wälder, Wege, Wuhren und Quellen, aber auch Kirchen, Käsereien und Backhäuser unterhalten hat, angeleitet von Sitte und Brauch, organisiert und kontrolliert vom Pfarrer, Arbeitsmeister oder Dorfvorsteher. Niederer dämpft die Schwärmer: «Die politisch orientierten Schriften neigen zur sozialromantischen Idealisierung bäuerlich-genossenschaftlicher Ordnungen. Die Beziehungen der Menschen waren wohl persönlich, aber durchaus unsentimental. Es gab immer Clans, Machtkonzentrationen, unversöhnliche Feindschaften. Das Gemeinwerk erwies sich nicht selten als Instrument struktureller Ungleichheit, in dem die wirtschaftlich Mächtigen von der Gratisarbeit der Habenichtse profitierten.»

Das Gemeinwerk auf der Allmende diene aber nicht nur der Bewältigung existenzieller Not, es bot auch Musse und stiftete Kultur: Gemeindewiesen mähen, Wege ausbessern, roden, dreschen, backen – all dies sorgte für Begegnungen zwischen Buben und Mädchen. Trommler, Pfeifer und Geiger begleiteten Wuhr- oder Rebarbeit, man sang beim Flachsbrechen und Maiskolbenschälen – nebst den religiösen und den Liebesliedern sind Lieder, die mit Gemeinarbeit zu tun haben, populär. Kurz: Die Allmende war eine unsentimentale, klar geregelte Wirtschafts- und Lebensform. Sie stiftete Werte, um Interessen gemeinsam angehen, erledigen und so Ressourcen möglichst wirksam gewinnen zu können.

Zukunft der Allmende

Dennoch ist Allmende kein Relikt der Nachbarschaftskultur in den Alpen und in der vormodernen Zeit. Die amerikanische Ökonomin und Soziologin Elinor Ostrom (1933–2012) widmete ihr Forscherinnenleben den zeitgenössischen Möglichkeiten der Allmende und erhielt dafür 2009 als erste Frau den Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften. Sie hat zusammen mit ihrem Mann Vincent und in der ganzen Welt arbeitenden Assistentinnen und Assistenten im Workshop in «Political Theory and Policy Analysis» wohl die grösste Sammlung von Daten, Geschichten und Berichten zur Allmende aufgebaut – als Wissensallmende allen zugänglich. Aus Ostroms Nachbarschaftswissenschaft spriessen die folgenden 10 Gebote. Sie beleben die uralte Wirtschafts- und Lebensform nachhaltig.

1. Bedeutung: Die Allmende der Nachbarschaften ist der dritte Weg zwischen Privatisierung und Verstaatlichung. Sie ist eine Möglichkeit, Ressourcen effizienter zu nutzen, als dies private Gewinnwirtschaft oder staatliche Anordnung vermöchten.

2. Grenzen: Eine Allmende ist kein Selbstbedienungsladen. Es gibt eine Grenze zwischen denen, die sie nutzen können, und den Ausgeschlossenen. Nutzniesser müssen einander nicht persönlich kennen. Sie sind verbunden in einem Netz gemeinsamer Interessen.

3. Regeln: Es gibt kein allgemeines Gesetz der Allmende. Die Regeln, wie eine Allmende der Nachbarschaften aufgebaut und genutzt werden kann, müssen dem Ort, seinen natürlichen Bedingungen, seiner Geschichte und Eigenart angepasst werden. Diese Regeln werden von den Nutzniessern verfasst und verändert.

4. Anerkennung: Die Allmende funktioniert, wenn staatliche Institutionen sie und ihre Regeln anerkennen.

5. Ressourcen: Die Allmende baut Ressourcen für die geteilte Nutzung auf. Das können gegebene Gemeingüter sein, feste oder mobile; das können von überall hergebrachte und in Gemeinschaft gelegte Ressourcen von Privaten sein. Die Ressourcen der Allmende sind verknüpft mit denen ausserhalb.

6. Kosten: Gratis ist eine Lüge. Die Allmende kostet. Sie muss aufgebaut, unterhalten, geregelt und überwacht werden. Die Kosten werden proportional zur Verteilung des Nutzens aufgeteilt. Keiner nimmt kostenlos beliebig viel mit.

7. Überwachen: Die Einhaltung der Regeln und der Zustand der Ressourcen müssen kontinuierlich überwacht werden. Denn die ausgeplünderte Allmende ist tot.

8. Konflikt: Konflikte werden schnell, günstig, direkt gelöst. Die Regeln werden gemeinsam abgemacht.

9. Strafe: Wer Regeln verletzt, wird bestraft. Die Strafen reichen von mild bis Ausschluss.

10. Ende: Für den, der nicht mitwirken kann oder will, muss der Ausstieg geregelt werden. Er soll nicht mehr Nachbar sein dürfen, er soll mit frischem Mut anderswo neue Nachbarn suchen dürfen.

Diese 10 Gebote der Allmende fassen eine lange Geschichte zusammen. Sie gelten auch für Gegenwart und Zukunft. Denn die Allmende hat aktuell vielfältige Formen: Wohnbaugenossenschaften sorgen für schönen Wohnraum, der keinen Profit abwerfen muss; Urban Gardening hat in den letzten Jahren Allmenden in den Innenstädten begründet und begrünt, und das Internet wäre ohne Wissensallmenden wie Wikipedia oder Open Source viel ärmer. Auch das Bewahren der Tradition ist wichtig – die Allmenden von Fläsch werden gepflegt und geschätzt und sind eine Errungenschaft. Es muss nicht alles privatisiert werden, meist ist die gemeinschaftliche Lösung sinnvoller, lebenspraller und schöner. ●



Köbi Gantenbein (*1956) ist Chefredakteur und Verleger von *Hochparterre*. Er führt seinen Verlag für Architektur, Städtebau und Design als Allmende der Nachbarschaft mit Einheitslohn und Mitbestimmung der Kolleginnen und Kollegen. Gantenbein lebt in Zürich und Fläsch.

Literaturempfehlungen:

Arnold Niederer. *Alpine Alltagskultur zwischen Beharrung und Wandel*. Verlag Paul Haupt, Bern 1996.

Elinor Ostrom. *Die Verfassung der Allmende. Jenseits von Staat und Markt*. Verlag Mohr, Tübingen 1999. (Original: *Governing the Commons. The Evolution of Institutions for Collective Action*).

Silke Helfrich. *Was mehr wird, wenn wir teilen. Vom gesellschaftlichen Wert der Gemeingüter*. Oekom-Verlag, München 2011.

Fischer vor ihren Hütten, um 1898



«In der Stadt lebt man zu seiner Unterhaltung, auf dem Lande zur Unterhaltung der anderen.»

Oscar Wilde (1854–1900) war ein irischer Erfolgsschriftsteller, dem durch öffentliche Verunglimpfung schwer zugesetzt worden war: Wegen homosexueller Unzucht verurteilte ihn ein Gericht zu zwei Jahren Zuchthaus und Zwangsarbeit. Er starb kurz nach seiner Freilassung.



Pfäffikon ZH

Wer kling-^{klingelt}-denn da?

Mein Nachbar, sein Leid, eine Flasche Wein und ich:
Wie eine Begegnung im Treppenhaus mein Leben veränderte.

Yves Bossart

Donnerstagabend. Erschöpft laufe ich von der Arbeit nach Hause. Mein Schädel brummt. Am liebsten möchte ich mich einfach mal kurz hinlegen. Doch bevor ich die eigene Haustür erreiche, steht da dieser Nachbar im Treppenhause. Seit einiger Zeit geht es ihm gar nicht gut. Er ist arbeitslos und hat sich von seiner Partnerin getrennt. Genauer: sie sich von ihm. Da ich das alles weiss, grüsse ich freundlich und frage einfühlsam nach dem Befinden. Doch kaum habe ich die Frage gestellt, bereue ich es: Es folgt das immer gleiche Klagen über die frustrierenden Umstände, über das bittere Schicksal, die düstere Stimmung. Der Typ sitzt gerade richtig tief im Schlamassel. Man möchte echt nicht tauschen. Aber was bitteschön habe ich damit zu tun? Was geht mich das Schicksal meines Nachbarn an? Oder anders gefragt: Was bedeutet Nachbarschaft im 21. Jahrhundert?

Meine Eltern sind auf dem Dorf aufgewachsen. Was wir heute auf Facebook tun, taten sie damals Face to Face: angeben, überwachen, Anteil nehmen, Neuheiten teilen und tratschen. Man kannte sich. Zum Coiffeur ging man nicht nur wegen des neuen Haarschnitts, sondern um zu reden. Heute sei das anders, gerade in den Städten, erzählen mir meine Eltern. Da würden die Menschen nur noch funktionieren. Wen interessiert schon, wie es dem Metzger hinter der Fleischtheke geht? Hauptsache, es schmeckt. Wir würden in anonymen Zeiten leben, nicht miteinander, sondern nebeneinander. Sicher, da ist etwas dran.

Aber wer nur eine Minute auf Facebook oder Instagram verbracht hat, der weiss, dass diese Aussage für die digitale Welt nicht stimmt. Hier ist das neue Dorf, hier zeigt man sich, hier interessiert man sich füreinander. Allerdings mit einem wesentlichen Unterschied: Andere können nur das sehen, was ich von mir zeigen möchte. Glücklicherweise macht diese Welt der Selbstinszenierung selten. Denn jeder weiss von sich selbst nur zu gut, wie es hinter der eigenen Fassade aussieht: Da lauert nicht selten der Abgrund, die innere Leere. Wer hilft mir, wenn ich ins Taumeln gerate? Wer hilft meinem Nachbarn?

Früher war der Dorfpfarrer die ratgebende Instanz in Lebenskrisen. Manchmal der Coiffeur. Auch der Trainer im Sportverein. Heute suchen die Menschen, vor allem in den Städten, immer öfter professionelle Hilfe beim Therapeuten. Und vertrauen ihm, dem Experten, das eigene

Leben an. Alternativ begibt sich der Mensch zur nächsten Buchhandlung und besorgt sich einen poppig aufgemachten Ratgeber mit wertvollen Tipps für den schnellen Weg zum Glück. Darin steht: Lebe dein eigenes Leben, optimiere dich, sei erfolgreich und habe gefälligst auch Spass an der Sache. Lebe selbstbestimmt. Mache dich so wenig abhängig wie möglich. Wenn du Beziehungen eingehst, dann nur solche, die dir auch etwas bringen. Vergleiche! Werde glücklich! Jeder kann es schaffen.

Mein Nachbar hat's nicht geschafft. Muss er denn gleich zum Psychiater, wenn er um eine verlorene Beziehung trauert und auf Stellensuche ist? Er ist ja nicht krank. Es geht ihm vor allem dreckig. Das allein ist schlimm genug. Hinzu kommt, dass er sich deswegen schämen muss. Das ist die hässliche Kehrseite der Vorstellung, dass jeder es schaffen kann. Wer verliert, so denkt er, ist selber schuld. Ein Versager eben.

So. Da stehe ich nun im Treppenhaus. Vor mir mein melancholischer, frustrierter Nachbar, versunken in Selbstmitleid. Leider passt sein Dasein so gar nicht in meinen Plan für heute Abend. Ich hätte Besseres zu tun; Dinge, die mir mehr Glück versprechen. Doch da ich Pläne eigentlich nicht ausstehen kann und mir die herrschende Glücksdiktatur ebenso wie der Optimierungswahn im Kern zuwider sind, tue ich etwas, das ich sonst eher selten mache: Ich verwerfe meine Pläne, lade den Nachbarn zum Essen ein und wir reden. Wir reden über sein Leben, seine verlorene Liebe, die ungerechte Arbeitswelt, über seine Kindheit, seine Leidenschaften, seine Ängste. Mit der Zeit fängt auch er an, Fragen zu stellen. Es entsteht ein echtes Gespräch. Mit Wein, dafür ohne Tabus. Ein Gespräch, das uns beide verändern wird.

Aus der Begegnung ist mittlerweile eine interessante Bekanntschaft entstanden. Eine Nachbarschaft, die mehr ist als das tägliche Aneinander-Vorbeigehen. In erster Linie war diese Erfahrung jedoch ein Lehrstück, wie man in Zeiten von Facebook und Botox etwas Poesie ins Leben zaubern kann. Diese Poesie hat viel mit dem Zufall zu tun, mit dem Unverfügbaren, dem Suboptimalen, mit dem Menschlichen, dem Lästigen, letztlich wohl auch mit Fremdbestimmung und Abhängigkeit. Kurz: Mit allem, was wir heute meiden wie der sprichwörtliche Teufel das Weihwasser. Die Figur des Nachbarn verkörpert diese ganze Dimension des Lebens, all das, was uns zunehmend abhanden kommt.

Dass Nachbarn nützlich sein können, wissen wir alle. Auch, dass sie manchmal nerven. Aber das ist nicht das Entscheidende. Viel wichtiger ist, dass sie uns lehren, das Leben nicht zu verpassen – mit allem, was dazugehört. Damit meine ich in erster Linie die Unverfügbarkeit, die dem Leben seinen Zauber, aber auch seine Tragik verleiht. Beim Nachbarn zeigt sich das darin, dass wir ihn nicht aussuchen können. Er ist einfach da. Das gilt übrigens auch für die Familie. Und für das Leben selbst. Diese Unverfügbarkeit zeichnet die wichtigsten Momente der menschlichen Existenz aus: Geburt, Liebe, Glück, Krankheit, Tod. Sie gehört wesentlich zum Leben, auch wenn immer mehr Menschen daran arbeiten, sie zu eliminieren. Unverfügbarkeit, das heisst: Die Dinge liegen nicht in unserer Hand, sie sind dem Zufall überlassen. Wir müssen uns fügen. Es gibt keine Sicherheit, keine Planbarkeit, keine Gestaltbarkeit.

Sigmund Freud meinte einmal, wir sollten «den Zufall für würdig halten, über unser Schicksal zu entscheiden». Das ist nicht leicht. Lernen können wir das am besten zuhause, indem wir die Tür öffnen und unsere Nachbarn hereinbitten. Manche von ihnen sind vielleicht langweilig, manche anstrengend, manche interessant, manche etwas

seltsam. Wir haben sie uns nicht ausgesucht. Aber wir leben neben ihnen, Tür an Tür. Sie alle denken anders und fühlen anders als wir. Darum werden sie vermutlich auch nicht zu unseren Freunden. Aber sie ermöglichen Momente, die wir im digital vernetzten 21. Jahrhundert immer seltener haben: Bereichernde Begegnungen zwischen Menschen, die von sich glauben, sie hätten sich nichts zu sagen. ●

Yves Bossart (*1983) ist Philosoph und arbeitet als Redakteur und Moderator der Sendung *Sternstunde Philosophie* beim Schweizer Fernsehen. Er lebt mit seiner Familie in Zürich.



Foto: Copyright SRF/Oscar Alessio

«Nachbarschaft ist eine Zumutung, ähnlich wie das Leben.»

«Ich habe einen Traum»

Mehr Miteinander statt Nebeneinander. Hans E. Widmer kämpft für eine gerechtere Gesellschaftsordnung, in der nicht nur die Privilegierten gut essen, wohnen und arbeiten können.

Wenn ich nach Hause komme, sind viele schon da. Einige sitzen unter den Arkaden beim Abendbier, andere halten sich drinnen auf oder werkeln noch nebenan in den Hauswerkstätten. Ich grüsse Beno, Schirin und Rama und betrete unsere zentrale Lounge, das Herz unserer Nachbarschaft. Der Salon, wie wir ihn nennen, ist unübersichtlich. Rechts die lange Bar mit Glasheke, in der auch leckere Häppchen aus der Küche bereit stehen; links diverse Nischen, abgegrenzt durch Bücherwände, Pflanzen und ein Aquarium. Weiter vorn, zum grünen Innenhof hin, pafft Fatima ihre Zigarre, direkt von unserer Partnernachbarschaft in Brasilien importiert – garantiert bio und vegan! Es gibt einen langen Tisch für Gesellschaftstierchen, die gerne zusammen essen, Einzeltische

für Einzelgänger, runde Tische für Familien, Séparées für Pärchen – die weichen jedoch eher in ein externes Restaurant aus. Alles in allem gibt es 150 Plätze.

Wir haben auch eine Wäscherei, zu der eine gemeinsam nutzbare Garderobe gehört. Dort leihe ich mir einen eleganten Anzug für heute Abend. Gegenüber öffnet sich der Salon zur Küche und zum Lebensmitteldepot, in dem eine breite Auswahl von Produkten unserer Landbasis 24 Stunden pro Tag zum Mitnehmen zur Verfügung steht. Klar wird abgerechnet; wir müssen ja die Lieferungen planen können. Jeder von uns hat eine Omnicard mit Chip. Unser Intranet funktioniert als Kassensystem. Es rechnet auf: geleistete Gratisarbeit, bezogene Bierchen, ausgeliehene Bohrmaschinen ...

Ein schönes Nachhausekommen wäre das. Nur leider gibt es diese Nachbarschaft noch nicht. Die meisten von uns verschwinden in einem kahlen Eingang oder nehmen direkt den Lift aus der Tiefgarage und fahren vor ihre Wohnungstür. Dabei brauchen wir dringend «etwas», das das Vakuum zwischen den zerfallenden Kleinfamilien und den grossen Massenorganisationen füllt. Familien sind überfordert, der Staat ebenso.

Der bekannte Schweizer Kinderpsychologe Remo Largo analysiert in seinem neusten Buch *Das passende Leben* unser unbefriedigendes Dasein, das weder die Grundbedürfnisse sichere noch eine optimale individuelle Entfaltung zulasse. Er sagt: «Es gilt also, neue Lebensformen zu finden, in denen sich Menschen jeden Alters geborgen und einer Gemeinschaft zugehörig fühlen, soziale Anerkennung erhalten und eine gesicherte soziale Stellung einnehmen.» Und weiter stellt er fest: «Damit ein Zusammengehörigkeitsgefühl entstehen kann, braucht es einen regen zwischenmenschlichen Austausch und viele gemeinsame Erfahrungen. Die Menschen konsumieren nicht mehr nur passiv, sondern beteiligen sich aktiv am Gemeinschaftsleben.» Largo schlägt «Lebensgemeinschaften» mit rund 350 Menschen vor. Sie sollen Geborgenheit und Vielfalt zugleich bieten. Am besten seien dafür selbstverwaltete genossenschaftliche Siedlungen.

Neustart Schweiz propagiert seit Jahren das Gleiche. Die Initiatoren laden den Namen nicht wie Remo Largo mit Bedeutung auf. Sie sprechen einfach von Nachbarschaften. Weil auch ökologische und ökonomische Aspekte miteinbezogen werden und die Menschen selbst bestimmen sollen, wie viel Gemeinschaft sie wirklich wollen.

Ich bin Mitglied der ersten Stunde und Mitinitiant des Vereins. Unser Buch *Nach Hause kommen* ist eine Gebrauchsanleitung. Auf der Basis unserer Recherchen und Studien definieren wir darin, was wir unter urbanen Nachbarschaften verstehen: Siedlungsmodule von um die 500 Bewohner – das ist mehr Vielfalt als Remo Largo vorschlägt! – in einem kompakten Gebäude, zum Beispiel vom Typus einer Hofrandbebauung. Diese Nachbarschaften sind mit einer Landbasis, also Bauern der Region, verbunden; sie liefert zirka 70 Prozent der Lebensmittel direkt, wofür ungefähr 60 Hektar Land nötig wären. Die Nachbarschaft verfügt über ein Mikrozentrum, in dem Lebensmittel verarbeitet, zu Mahlzeiten zubereitet und gelagert werden. Dazu gehören ein polyvalenter sozialer Bereich und Dienstleistungsangebote wie Wäscherei, Werkstätten, Tauschlager, Bäder usw.

Selbstverständlich ist der eigentliche Zweck solcher Nachbarschaften das Wohlbefinden ihrer Bewohner. Passende Rahmenbedingungen sind notwendig. Denn wir sind heute mit verschiedensten Herausforderungen konfrontiert. Drei erscheinen mir besonders wichtig: Erstens leben wir ökologisch über unsere Verhältnisse und sind dabei, die Biosphäre zu ruinieren. Zweitens tragen wir zu einer skandalösen globalen Ungleichheit in Bezug auf Einkommen und Lebenschancen bei und lösen damit Bürgerkriege, Fluchtbewegungen und Verzweiflung aus. Und drittens ist unsere Wirtschaftsweise krisenanfällig, ungerecht und macht krank.

Das bedeutet: Wir müssen uns anders organisieren; wir brauchen andere Lebensweisen; andere Wirtschaftsweisen; und zwar nicht nur «von oben herab», sondern dort, wo die Katastrophe stattfindet: im Alltag. Nachbarschaften sind der erste und wichtigste Ansatzpunkt dieses gesellschaftlichen Umdenkens. Es geht nicht um die nette Nachbarin, die uns bei Bedarf eine Zwiebel schenkt oder die Blumen giesst. Es geht um eine verbindliche Lebensorganisation für alle – nicht nur für einige Privilegierte, wie die Bewohner der Genossenschaftsprojekte *Kraftwerk1* oder *Kalkbreite* in Zürich.

Wenn wir so leben wollen, dass die Biosphäre des Planeten nicht kippt, dann müssten wir die 1000-Watt-Lebensweise anstreben, statt 6000 Watt zu verbrauchen, wie wir es heute tun. Dies ist mit technischen Mitteln nicht oder nicht mehr rechtzeitig möglich. Wir müssen uns so organisieren, dass wir weniger verbrauchen. Das betrifft vor allem Wohnen, Essen und Mobilität, die zusammen 60 Prozent unserer Umweltbelastung ausmachen. Beim Wohnen sollten wir eine Wohnfläche von um die 30 Quadratmeter pro Person anstreben statt 40 oder 50 wie heute üblich. Da dies ein Durchschnittswert ist, kann die innere Flexibilität der Nachbarschaften so ausgenutzt werden, dass einige – vor allem Junge und Alte, die keine grossen Flächen putzen wollen – vielleicht nur 20 Quadratmeter beanspruchen. Während andere, die vielleicht zu Hause arbeiten, grössere Wohnungen bekommen. Wenn die Lebenssituation sich ändert, sind Nachbarschaften gross genug, um intern umziehen zu können und trotzdem zuhause zu bleiben. Die Bedingung dafür ist, dass es genügend kleine Wohnungen gibt. Genossenschaftliches Eigentum könnte so in Form von Wohnraum selbstverwaltet verteilt werden.

Ernährung inklusive Lebensmittelverschwendung verursacht 30 Prozent der Umweltbelastung. Dabei sollte der

Unsere Quartiere und Städte werden sich verändern, doch in der Nachbarschaft muss beginnen, «was leuchten soll im Vaterland», schrieb Jeremias Gotthelf. Lassen wir also überall Nachbarschaftsprojekte spriessen! Dann gehört uns, zusammen mit allen andern 7,4 Milliarden Erdbewohnern, die Zukunft.

Fleischkonsum von heute 55 kg auf etwa 15 kg (pro Person und Jahr) sinken. Darunter leidet die gastronomische Qualität nicht. In der grossen Profiküche im Mikrozentrum bereiten begabte Köche ausgezeichnete vegetarische Gerichte zu. In den heutigen Kleinküchen wäre das nur mit viel Aufwand möglich, denn wer kann dort schon Lebensmittel, die direkt vom Acker kommen, waschen und weiterverarbeiten? Allein handeln heisst Konsumverzicht üben; gemeinsam können wir teilen: Räume und Geräte. Eine Nachbarschaft schafft locker die Komfortzone eines Viersternehotels.

Auch beruht unsere Wirtschaft zu 50 Prozent auf unbezahlter Arbeit, während die bezahlte oder bezahlbare Arbeit überall auf der Welt schrumpft und sich in zwanzig Jahren halbiert haben wird. Wovon sollen wir dann unseren Lebensunterhalt bezahlen? Dank ihrer Grösse und Organisation sind Nachbarschaften ideale Partner von Landwirtschaftsbetrieben. Über sie wäre die Lebensmittelversorgung direkt garantiert. Doch Nachbarschaften mit 500 Menschen sind auch Werkplätze. Sie holen rund 30 Arbeitsplätze, vor allem in den Bereichen Ernährung, Textil/Waschen, Betreuung «nach Hause» zurück. Im Rahmen der Nachbarschaften kann unbezahlte Arbeit besser geteilt werden. Der Nutzen fällt vor Ort an. Die privaten Haushalte verschwinden nicht, werden aber entlastet – eben Viersternekomfort, in dem wir selber Gäste und Personal spielen.

Unsere Quartiere und Städte werden sich verändern, doch in der Nachbarschaft muss beginnen, «was leuchten soll im Vaterland», schrieb Jeremias Gotthelf. Lassen wir also überall Nachbarschaftsprojekte spriessen! Dann gehört uns, zusammen mit allen andern 7,4 Milliarden Erdbewohnern, die Zukunft. ●

Dr. phil. Hans E. Widmer (*1947) ist Mitinitiant von www.neustartschweiz.ch und gilt als streitbarer Visionär. Sein neuestes Buch: *Die Andere Stadt*, Verlag Paranoia City, 2017. In den 1980er Jahren war er in der Zürcher Hausbesetzerszene aktiv. Bis heute unterstützt er die 1995 von ihm mitgegründete Bau- und Wohngenossenschaft *Kraftwerk1*; eine bunte Familiengemeinschaft, in der er auch selbst wohnt.



«Jedes Mal, wenn ich aus der Haustür trete, falle ich gewissermassen über ein Kind – das ist Leben.»

Flüchtige Nähe



Yufuin, Japan, 30.9./1.10.2003



Naples, USA, 25./26.8.2010

Stephan Schenk, alle Fotografien aus der Serie *Aussicht mit Zimmer*. Inkjet-Print. ©Stephan Schenk.
→ Werk in der Ausstellung

Die Serie *Aussicht mit Zimmer* zeugt von seinen zahlreichen beruflichen und privaten Reisen, die Stephan Schenk seit 2002 mit der Kamera festhält. Unter stets gleichen Einstellungen fotografiert der Künstler die Aussicht aus jedem Hotelzimmer, in dem er übernachtet. Die Aussicht trägt entscheidend zur Qualität eines Hotels bei. Ein Ausblick auf den Horizont eröffnet andere gedankliche Wel-

ten als ein Blick in den Hinterhof. Die Fotografien von Stephan Schenk lassen keine sicheren Rückschlüsse auf das Hotel oder den Gast zu. Und dennoch spielen sich diese im Kopf des Betrachters unmittelbar ab. Ein 5-Sterne-Hotel wird seine Gäste kaum in einen schäbigen Hinterhof blicken lassen. Oder doch? Jeder Hotelgast wird einerseits zum Nachbarn der anderen Hotelgäste, die im Idealfall weder gehört noch gespürt werden,

Der Fotograf **Stephan Schenk** (*1962, Stuttgart, Deutschland) lebt und arbeitet in Lünen im Kanton Graubünden. Als langjähriger Museumstechniker und Fotograf ist er häufig mit und für die Kunst auf Reisen. Rund 350 «Aussichten» aus Hotelzimmern hat der Künstler so mittlerweile gesammelt. Und es werden mit jeder Reise immer noch mehr.



Padova, Italien, 18. – 20.5.2008



Bern, Schweiz, 27./28.6.2014

andererseits wird er aber auch zum temporären Nachbarn in der bestehenden Hotelumgebung. Während die Hotelgäste die dauerhaften Anwohner zumindest lokal verorten können, bleiben die Gäste für die Einheimischen anonym und fremd. So wie die Aussicht über die Qualität eines Hotels entscheidet, so ist auch das Umfeld jedes dauerhaften, nachbarschaftlichen Gefüges prägend. Als Bewohner muss eine Identifizie-

rung mit dem Aussenraum möglich sein, sonst wird kaum das Gefühl von Heimat entstehen. Stephan Schenk macht mit der Nüchternheit des stringenten Abbildens, bei der fast nie Menschen zu sehen sind, das Fernweh und die damit verbundene Einsamkeit des Reisenden spürbar. sk

Geliebter Feind

Nachbarschaft und Feindschaft sind untrennbar miteinander verbunden, sagt Jürgen Manemann. Gedanken über die Gefahr von Nähe.

«Eine Gesellschaft Stachelschweine drängte sich, an einem kalten Wintertage, recht nahe zusammen, um, durch die gegenseitige Wärme, sich vor dem Erfrieren zu schützen. Jedoch bald empfanden sie die gegenseitigen Stacheln; welches sie dann wieder voneinander entfernte. Wenn nun das Bedürfnis der Erwärmung sie wieder näher zusammen brachte, wiederholte sich jenes zweite Übel; so dass sie zwischen beiden Leiden hin und hergeworfen wurden, bis sie eine mässige Entfernung voneinander herausgefunden hatten, in der sie es am besten aushalten konnten. – So treibt das Bedürfnis der Gesellschaft, aus der Leere und Monotonie des eigenen Innern entsprungen, die Menschen zu einander; aber ihre vielen widerwärtigen Eigenschaften und unerträglichen Fehler stossen sie wieder voneinander ab. Die mittlere Entfernung, die sie endlich herausfinden, und bei welcher ein Beisammensein bestehen kann, ist die Höflichkeit und feine Sitte.»

(Arthur Schopenhauer, *Parerga und Paralipomena II*: kleine philosophische Schriften §396)

Wenn sich Menschen nahe kommen, laufen sie Gefahr, miteinander in Konflikt zu geraten. Nähe erzeugt Wärme, Geborgenheit, Schutz, aber auch Widerstand und sogar Gefahr. Diese Einsicht ist tief in unserem kulturellen Gedächtnis verankert. Als «ungesellige Geselligkeit» umschrieb das Immanuel Kant treffend, und sie ist im Lebensmodell der Nachbarschaft tief verwurzelt.

Denn Nachbarn sind permanente Grenzgänger und Nachbarschaft ist ein unstrukturiertes Gebilde. Ihre Grenzen sind flüssig, offen, unterbrechend. Das Charakteristische dieser Grenze ist nicht wie bei Landesgrenzen die Trennung. Die Nachbarschaftsgrenze ist weder die Grenze als Verbindung noch die Grenze als Waffenstillstandslinie. Sie begrenzt vielmehr, ohne genau zu bestimmen, was sie begrenzt. Durch die Grenze wird nämlich nicht definiert, wer und wer wie hinter der Grenze lebt. Nachbarschaftsgrenzen sind berührungssensibel; sie kennen keinen neutralen Streifen.

Aus diesem Grund ist der Nachbar ein Mensch, der immer wieder «Grenzärger» verursacht. Der Stellenwert, den dieser Grenzärger für die Identität hat, wird deutlich, wenn man über die Bedeutung nachdenkt, die der Raum für den menschlichen Körper besitzt. Der Körper gehört Menschen und der Raum, in dem dieser sich bewegt, gehören zusammen, und zwar so sehr, dass in gewisser

Weise die Grenze, das Grundstück und das Haus immer auch als Teil des eigenen Körpers aufgefasst werden müssen. Die Grenze, das Grundstück, das Haus – all das wird also als Teil des Selbst erfahren. So wird denn auch verständlich, warum eine Grenzverletzung als Körperverletzung empfunden werden kann. Deshalb ist Nachbarsein immer auch eine Ursache für Stress. Der Literaturwissenschaftler Jan Philipp Reemtsma benennt drei übliche Bewältigungsstrategien nachbarschaftlichen Stresses: die gute Nachbarschaft, bei der eine gewisse Grenzverletzung bewusst angestrebt wird, um Intimität herzustellen; die soziale Ächtung, also der Ausschluss aus der Nachbarschaft, etwa durch Gerede oder durch Lächerlichmachen als soziale Befriedungsstrategie; und drittens den Rechtsweg.

Nachbarschaft ist folglich ein sozialer Ort, an dem lokale Gewalt immer wieder auftritt.

Warum ist das so?

Es lohnt einen Blick in die Ideengeschichte und auf historische Ereignisse. Man denke an die Bibelgeschichte von Kain und Abel (Genesis 4, 1–16). Die Gefahr der Nähe wird hier in den Brüdern verdichtet; ihr Brudersein steht in dieser Erzählung von Beginn an im Zusammenhang mit Mord. Angesichts der Massenvernichtungen im 20. Jahrhundert liest Elie Wiesel, Auschwitzüberlebender, Schriftsteller und Friedensnobelpreisträger, diese Geschichte als eine Erzählung der Menschheit, die für uns folgende Lehren bereithält: Menschen haben von Beginn an einander getötet. Derjenige, der tötet, tötet seinen Bruder. Wer seinen Bruder tötet, hat keinen Bruder mehr und ist niemandes Bruder mehr. Er mutiert letztlich auch zum Feind seiner selbst, denn: Wer bin ich ohne den Anderen? Ein lebender Toter, ein Zombie. Jeder Mord, so stellt Wiesel fest, ist in gewisser Weise ein Selbstmord.

Wie eng Bruderschaft, Feindschaft und Konflikt zusammenhängen, zeigt auch ein Blick auf die Religionskriege, die häufig Bruderkriege waren und immer noch sind, beispielsweise zwischen christlichen Brüdern oder zwischen abrahamitischen Brüdern. Ist also der Bruderkrieg tatsächlich die «Primärform aller kollektiven Konflikte?», wie der Schriftsteller Hans Magnus Enzensberger mahnend fragte. Nachbarschaftliches Zusammenleben basiert auf Vertrauen und dieses gehe immer mehr verloren: «Wir blicken auf die Weltkarte. Wir lokalisieren Kriege in entfernten Gegenden, am besten in der Dritten

Welt. [...] Es kommt uns so vor, als spiele sich der unverständliche Kampf in grosser Entfernung ab. Aber das ist eine Selbsttäuschung. In Wirklichkeit hat der Bürgerkrieg längst in den Metropolen Einzug gehalten. Seine Metastasen gehören zum Alltag der grossen Städte [...]. Geführt wird er nicht nur von Terroristen und Geheimdiensten, Mafiosi und Skinheads, Drogengangs und Todesschwadronen, sondern auch von unauffälligen Bürgern, die sich über Nacht in Hooligans, Brandstifter, Amokläufer und Serienkiller verwandeln. [...] Der Bürgerkrieg kommt nicht von aussen, er ist kein eingeschleppter Virus, sondern ein endogener Prozess.»

Geht man davon aus, dann drohen Feindschaft und Feindseligkeit zu Schlüsselworten der gesellschaftspolitischen und geistigen Haltung unserer Zeit zu werden.

Theoretiker der Feindschaft sehen im Krieg einen Naturzustand; während Theoretiker der Freundschaft Krieg als Folge bestimmter gesellschaftspolitischer und/oder ökonomischer Ursachen begreifen. Für die Theoretiker der Feindschaft ist Feindschaft ein Faktum, das niemand aus der Welt schaffen und das man auch nicht ungestraft vergessen könne. Folglich dürfe Feindschaft auch nicht moralisch herabgewürdigt werden. Politiker der Feindschaft sehen sich als ausgeprägte Realpolitiker. Sie wünschen sich die Welt nicht anders, als sie ist. Sie wollen keine Veränderung, stellen nichts in Frage, suchen keinen Neuanfang. Ihre Politiken sind Garanten für die gewaltschwangere Beziehung zwischen nahen Menschen. Ihren primären Ausdruck findet diese Feindschaft für sie eben im Bürgerkrieg, der sich zwischen Nachbarn und Brüdern abspielt.

In seiner kurzen Erzählung *Der Nachbar* skizzierte der Schriftsteller Franz Kafka (siehe auch Seite 12 in diesem Bulletin), wie alleine aus einem Gefühl ein Feind geboren werden kann. Ein Mann, der in einem Mietshaus wohnt, registriert, dass nebenan ein neuer Mieter eingezogen ist. Er kennt dessen Namen nur vom Klingelschild. Mehr und mehr entwickelt er eine Wahnvorstellung, fühlt sich verfolgt, er glaubt, abgehört zu werden, glaubt, dass jener bereits gegen ihn arbeitet ...

Eine ähnliche Erfahrung bringt der Dichter Dieter Leisegang zum Ausdruck: Über mir wohnt ein Mann / Ich höre ihn hereinkommen nachts / Höre, wenn er sich Kaffee kocht. / Viel ist das nicht. / Gerade genug, um zu wissen / dass er / Mein Feind ist.

Beide Texte offenbaren eine besondere Erfahrung: Nachbarschaft als Ort grundloser Feindschaft. Grundlos aber nur im Blick auf den Feind, der keine Gründe für die Feindschaft liefert. Damit wird die Perspektive umgekehrt: Ich bin derjenige, der den Anderen zum Feind macht. Es gibt also «weder natürliche noch objektive [...] zur Feindschaft verurteilte Wesen». Feindschaft stellt vielmehr das Ergebnis einer vorgängigen Verfeindung dar, «durch die verfeindet wird, was niemals an sich bereits verfeindet ist» – so fasst es der Philosoph Burkhard Liebsch zusammen.

Wie also umgehen mit der Wechselwirkung zwischen Nachbar und Feind? Max Weber, einflussreicher Wirtschafts- und Sozialtheoretiker, beschreibt Nachbarschaft als räumliche Nähe und die dadurch gegebene Gemeinsamkeit einer Interessenlage. Das Kennzeichen dieser Nähe sei allerdings die «Innehaltung möglicher Distanz». Nachbarschaftliches Handeln ist ihm zufolge Ausnahmehandeln und als solches zumeist einer Gefahr geschuldet. Aus diesem Grund ist Nachbarschaft auch primär durch Nichteinmischung charakterisiert. Der Nachbar, so Weber, ist der typische Nothelfer. Nachbarschaft werde erst durch persönliche Feindschaft oder Interessenskonflikte zerstört, die aufgrund besonders enger und persönlicher Beziehungen entstehen.

Was also gilt es vor diesem Hintergrund zu beachten? Die Herausforderung der Nachbarschaft besteht darin, einzusehen, dass der Nachbar nicht nur der Feind, sondern auch mein Nächster ist. «Liebe deinen Nächsten» heisst im Englischen «Love your neighbour», was wir wortwörtlich mit «Liebe deinen Nachbarn» übersetzen würden. Das Gebot der Nächstenliebe kann nicht verstanden werden ohne das Gebot der Feindesliebe. Beide gehören zusammen. Feindesliebe schärft das Bewusstsein dafür, dass nicht nur der Andere mein Feind ist, sondern dass auch ich Feind bin, nämlich Feind des Anderen. Wenn ich mitverantwortlich bin für Verfeindungsbeziehungen, dann darf ich im Anderen nie nur den Feind sehen. Sondern ich muss in ihm immer auch den anderen Menschen mit seinem verwundbaren Antlitz sehen, demgegenüber ich immer noch Verantwortung trage. Es ist die Feindesliebe, die das Wesen der Nachbarschaft offenbart: Sie begründet den Anfang von Nachbarschaft jenseits der Feindschaft, weil sie unseren Blick auf die Verletzlichkeit des Anderen lenkt. ●



Professor Jürgen Manemann (*1963) leitet das Forschungsinstitut für Philosophie Hannover (fiph). Seine Arbeitsschwerpunkte sind unter anderem neue Demokratie- und Politiktheorien. Zur Nachbarschaftlichkeit hat er zuletzt publiziert: *Wie wir gut zusammen leben. 11 Thesen für eine Rückkehr zur Politik*, Patmos Verlag, Ostfildern, 2013. Jürgen Manemann lebt in Hannover.

Die ausführliche Fassung seiner Thesen zu Nachbarschaft und Feindschaft ist im fiph-Journal Nr. 26 erschienen.



«Die Bibel sagt, Du sollst Deinen Nächsten lieben.
Ich bin überzeugt, dass sie meinen Nachbarn nicht kennt.»

Sir Peter Ustinov (1921–2004) kann man am ehesten als Humanist bezeichnen, der als Journalist, Komödiant, Schauspieler, Diplomat oder UNICEF-Botschafter, um nur einige seiner Tätigkeiten zu nennen, stets klug in Erscheinung trat.

Seite an Seite

Bettnachbarn im Spital bleibt wenig erspart. Beobachtungen eines erfahrenen Klinikleiters.

Bernhard Gurtner

Gehören Sie zu den glücklichen Menschen, die noch nie mehrere Tage und Nächte in einem Spitalzimmer mit schwatzhaften, schnarchenden oder stöhnenden Bettnachbarn verbringen mussten? Waren Sie vielleicht gar nie spitalbedürftig? Oder haben Sie sich mit hohen Prämien versichert, um als Privatpatient im Einzelzimmer ungestört den Komfort eines 5-Sterne-Hotels in Anspruch nehmen zu können? Sie ersparen sich so manche Belästigungen in Mehrbettzimmern, verpassen aber einsam liegend die Chance, anregende Gesprächspartner und hilfsbereite Leidgenossen näher kennenzulernen.

Als Medizinstudenten haben wir 1959 in Wien noch die aus der Kaiserzeit stammenden riesigen Säle im Allgemeinen Krankenhaus gesehen. Darin waren etwa 60 Patienten in einfachen Metallbetten Seite an Seite aufgereiht wie in einer Kaserne. Durch militärische Zucht und ordensschwesterliche Nächstenliebe wurden die Männer im Zaum gehalten. Die mit rückseitig geschlitzten Nachthemden uniformierten Kranken vertrieben sich ihre Langeweile mit Kartenspielen oder rotteten sich in kleinen Gruppen zusammen, um gegen schlechte Verpflegung oder ruppige Pfleger zu protestieren.

In der demokratischen Schweiz wurden Allgemeinversicherte schon damals in kleineren Räumen mit nur sechs bis acht Betten hospitalisiert. Heute werden ihnen da und dort sogar Zweierzimmer angeboten. Den Zimmer-Partner hingegen, den können sie sich nach wie vor nicht selber auswählen. Und so bleibt es reiner Zufall, mit welchem Typus von Bettnachbarn wir das Zimmer und die gemeinsame Nasszelle zu teilen haben. Zeitlich, optisch, akustisch und vor allem auch geruchlich geht jede Intimität verloren. Die Social-Media-Generation scheint das viel weniger zu stören als ihre oft noch zur Prüderie erzogenen Eltern. Die jungen Leute duzen sich aus Prinzip und erzählen der neuen Spitalbekanntschaft vor dem Einschlafen gelegentlich mehr, als ihnen nachträglich lieb ist.

Doch Mehrbettzimmer haben auch ihre Vorteile: Aufmerksame Bettnachbarn entlasten das Pflegepersonal von häufigen Kontrollen. So konnte ein italienischer Bauarbeiter durch Betätigung der Alarmglocke seinen im Nebenbett liegenden Landsmann vor dem Ersticken bewahren. Dessen Angehörige hatten alle ihre schweren, nassen Wintermäntel auf seiner Bettdecke aufgeschichtet und obendrauf einen wohlgenährten Säugling gelegt, ohne zu bemerken, dass der Nonno zunehmend in Atemnot geriet und sich blau verfärbte.

Lebenskluge Frauen trösten nach eiligen Arztvisiten die verunsicherten Mitpatientinnen und klären sprachli-

che oder fachliche Missverständnisse. Das stets präsente Smartphone verschafft ihnen fehlende Informationen oder eine «Second Opinion» von Dr. Google.

Weniger hilfreich ist es, wenn barmherzige Patientinnen der bewusst nüchtern gehaltenen Nachbarin einen Teil des eigenen Frühstücks überlassen, so dass die geplante Endoskopie aufgeschoben werden muss. Und es gibt immer wieder Wundergläubige, die nach jeder Arztvisite Heilmethoden empfehlen, welche todsicher besser wirken würden als das Gift der Schulmedizin. Sie kramen in der Nachttischschublade und offerieren heimlich allerlei Kügeli oder Tröpfli.

Sehr deprimierend wirkt es, wenn ein neugieriger Bettnachbar während der Arztvisite die Diagnose des nächstliegenden Patienten hört und diesem unbedacht erzählt, dass ein Bekannter an der gleichen unheilbaren Krankheit innert weniger Wochen verstorben sei. Zu bedauern sind auch friedliebende Patienten, die im Nebenbett einen Querulanten erdulden müssen, der das Personal schikaniert und an allem etwas auszusetzen hat.

Immer grössere Unruhe in die Spitäler bringen heute Mobiltelefone. Einschränkende Vorschriften oder sogar Verbote nützen wenig, weil sie von Personal und Patienten missachtet werden. Bettnachbarn müssen deshalb nicht nur während der Besuchszeiten, sondern fast rund um die Uhr immer wieder dieselbe Leidensgeschichte anhören. Bald kennen sie bis zum Überdruß alle Details, die jedem Anrufenden von Neuem erzählt werden: Den roten Rollkoffer, der auf der Rolltreppe in Rotation geriet und in Schiefelage das linke Bein einklemmte, bis endlich jemand den Notstopp betätigte. Den roten Rollkoffer ... , den roten ... •



Bernhard Gurtner (*1935) studierte Medizin in Zürich, Wien und Paris. Von 1972–1998 leitete er als allgemein-internistischer Chefarzt die Medizinische Klinik am Regionalspital Wetzikon. Seinem ärztlichen Team versuchte er die persönliche Zuwendung als Basis jeder therapeutischen Bemühung aufzuzeigen: Nähe zum kranken Menschen vor Einsatz faszinierender und unverzichtbarer Technik. Er wohnt in Wetzikon.

Durchgangsort



Jean-Frédéric Schnyder, *Zugerstrasse / Baarerstrasse 1999–2000*. © Jean-Frédéric Schnyder.

→ Publikation (Edition Patrick Frey) in der Ausstellung

Ein halbes Jahr lang hat Jean-Frédéric Schnyder die Hauptstrasse zwischen Zug und Baar mit seiner Kamera dokumentiert. Alle zehn Meter hielt er Gebäude um Gebäude von der jeweils gegenüberliegenden Strassenseite aus fest. Dadurch ist jedes Haus sowohl frontal als auch aus einer leicht verzerrten seitlichen Perspektive abgebildet. Hunderte von Fotografien fügte er anschliessend in monatelanger Präzisionsarbeit zu einem Strip zusammen und druckte ein rund 14 Meter langes Unikat aus: *Zugerstrasse / Baarerstrasse 1999–2000*. Der Bilderstreifen nimmt mit der Agglomeration einen Lebensbereich detailliert ins Visier, dem als Durchgangsort normalerweise kaum Beachtung geschenkt wird. Nüchtern reiht der

Künstler Restaurant, Autogarage, Fabrik, Wohnhaus und Coiffeursalon aneinander. Dabei hat er sorgfältig darauf geachtet, dass kein Verkehr den Blick auf die Häuserfronten stört und keine Passanten die Strasse beleben. Mit der künstlerischen Perspektive schafft er es, dass dieser Durchgangsort unverhofft unsere Aufmerksamkeit erlangt. Wir beginnen, im Ungewohnten nach dem Gewohnten zu suchen, und erkennen gerade dadurch seine Poesie. Rund 17 Jahre nach der Entstehung ist *Zugerstrasse / Baarerstrasse 1999–2000* nicht nur ein Zeugnis der örtlichen Veränderung, sondern im Zeitalter von Google Street View auch ein Statement für langsame Prozesse und Beständigkeit. sk

Jean-Frédéric Schnyder (*1945, Basel, Schweiz) lebt seit 1996 in Zug. Die Schweiz wird in seinem Schaffen immer wieder ein Thema. Seine Werke wurden an der *documenta 5* und der *documenta 7* in Kassel gezeigt. 1993 vertrat er mit 119 kleinformatigen Ölbildern von Autobahnabschnitten die Schweiz an der Biennale in Venedig.

Mit Scharf

Exklusiv für dieses Bulletin hat die Krimiautorin **Petra Ivanov** eine Kurzgeschichte geschrieben: Zwei Polizisten – sich nicht besonders gut gesinnt – observieren gemeinsam eine Kebab-Bude, um einen Mordfall aufzuklären. «Mich hat die erzwungene Nähe in einem Auto immer fasziniert», sagt Petra Ivanov. «Ich finde sie beklemmend. Das Innere eines Wagens ist eine Kapsel, das Leben darin intim und dicht, die Welt hinter den Fensterscheiben weit weg.»

Bruno Cavalli starrte aus dem Beifahrerfenster, eine Hand ruhte auf seinem Bein, die andere tastete nach seinem Handy. Er zog es aus der Tasche, aktivierte das Display. 16.47 Uhr. Seit über zwei Stunden sass er mit Zimmer im Wagen.

Er betrachtete den Kollegen, der gedankenversunken über das Lenkrad strich. Zerknittertes Hemd, Tränensäcke unter den Augen, Sonnenbrand im Nacken. Die Schultern abweisend hochgezogen. Cavalli verstand, was in ihm vorging. Auch er arbeitete lieber alleine. Doch der Chef der Fahndungsabteilung war unnachgiebig gewesen. Wenn Cavalli bei der Aktion dabei sein wollte, dann nur mit Kurt Zimmer. Er kannte den Fahnder nicht persönlich, wusste aber, dass dieser fünfundzwanzig Dienstjahre auf dem Buckel und ein Gespür dafür hatte, was ihn erwartete.

Und Cavalli wollte dabei sein. Es war sein Fall. Er hatte der Familie des Opfers die Todesnachricht überbracht, war am Obduktionstisch gestanden, als die Leiche des Mannes aufgeschnitten wurde. Achtundfünfzig Personen hatte er befragt. Telefongespräche mitgehört, Videomaterial besichtigt, Laborberichte studiert. Nach drei Monaten dann die erste konkrete Spur.

Eine S-Bahn fuhr ein, Türen sprangen auf, Leute stiegen aus. Blinklichter, die Türen schlossen wieder, die S-Bahn beschleunigte, der Lärm schwoll an und verschwand in der Ferne. Aus der Unterführung kamen Menschen, sie verteilten sich auf die wartenden Busse, ein Mann schlennderte zur Kebab-Bude, studierte die Tafel, die am Eingang angebracht war.

Cavalli beugte sich vor.

«Zu alt», brummte Zimmer.

Cavalli lehnte sich wieder zurück. Er dachte an das Blut. Auf dem Teppich, dem Sofa, dem Beistelltisch. An der Wand, der Lampe. Relativer Nahschuss. Aus einer Schweizer Armeeepistole. Ergün Kaymaz war sofort tot gewesen.

Eine Nachbarin, die den Schuss gehört hatte, war im Treppenhaus einem Mann begegnet, hatte ihn aber nicht beschreiben können. Bis sie ihm vor zwei Wochen am Bahnhof wieder begegnet war. Sie folgte ihm zur Kebab-Bude und rief die Polizei. Als die Streife eintraf, war der Mann weg. Jetzt wusste Cavalli aber, dass er schulterlanges, angegrautes Haar und einen Dreitagebart hatte. Auch, dass er sich freitags zwischen 14.30 und 15.30 Uhr

oft einen Döner kaufte. Das hatte ihm der Verkäufer berichtet. Ohne Cocktailsauce, mit Scharf.

«Um die fünfzig, hat die Zeugin gemeint», sagte Cavalli. «Die meisten Zeugen schätzen das Alter zu hoch ein», widersprach Zimmer.

Das war Cavalli neu. Doch die Kollegen vom Fahndungs- und Aktionsdienst waren gut darin, Personen anhand von Beschreibungen zu erkennen. Und Zimmer war der Beste von allen.

Ein BMW brauste am Bahnhof vorbei, der Fahrer liess den Motor aufheulen, zwei Mädchen an der Bushaltestelle drehten den Kopf.

«Er kommt nicht», sagte Zimmer. «Versuchen wir es in einer Woche wieder. Warum eigentlich am Freitag? Was ist freitags hier los?» Es waren die ersten zusammenhängenden Sätze, die er gesprochen hatte.

«Ich weiss es nicht.» Cavalli gab es nur ungern zu. Er hatte Vereine und Schulen unter die Lupe genommen, die lokalen Veranstaltungskalender durchgesehen, alle Unternehmen kontaktiert, die Mitarbeiter abends beschäftigten. Nichts. «Ich vermute, dass er aus privaten Gründen in der Gegend ist.»

Zimmer schaute ihn mit unergründlicher Miene an. Es roch nach Knoblauch im Wagen.

«Ich will noch eine halbe Stunde bleiben», sagte Cavalli. Oder eine ganze, dachte er. «Der Mann ist nie zur genau gleichen Zeit gekommen.»

Zimmer schloss die Augen.

War der Fahnder so sicher, dass der Gesuchte nicht aufkreuzen würde? Oder wollte er Cavalli wissen lassen, dass er entschied, wann die Aktion abgebrochen wurde? Cavalli studierte das Gesicht des Kollegen. Die Krähenfüsse deuteten darauf hin, dass er viel lachte. Die Mundwinkel zeigten nach unten. Die Haut am Kinn war schlaff, das kurzgeschnittene Haar borstig. Wie alt war er? Cavalli tippte auf einundfünfzig. Schätzen wir Menschen wirklich älter ein, als sie sind?

«Wie alt bist du?», fragte er.

«Einundfünfzig.»

Drei Jugendliche setzten sich mit Bierdosen auf eine niedrige Mauer neben der Bahnunterführung. Trainingshose, abgebrühter Gesichtsausdruck, Turnschuhe ohne Socken. Ihre Stimmen waren bis zum Wagen zu hören.

«Gibt es ein Motiv?», fragte Zimmer.

«Niemand hat ein schlechtes Wort über Kaymaz verloren.»

Zimmer schnaubte. «Türken halten dicht.» Cavalli war überrascht über die Bitterkeit in seiner Stimme. «Kaymaz ist sauber. Wenn du mich fragst, ist es die Frau, die Geheimnisse hat.» Zimmer öffnete die Augen. «Wie kommst du drauf?» Cavalli zögerte. Zimmers Ablehnung konnte er einordnen. Nicht aber sein zunehmendes Interesse. Er witterte eine Falle. Wollte ihn der Kollege provozieren? Seinem Ärger über die erzwungene Nähe Luft verschaffen? Cavalli beschloss, die Frage zu ignorieren. Er betrachtete die Kebab-Bude. Lamm Kebab Pepito Döner Kebab Pizza. Gelbe Schrift auf rotem Grund. Zimmer liess nicht locker. «Was weisst du über die Frau?» Ayse Kaymaz hatte mit achtzehn geheiratet, die beiden Töchter waren inzwischen erwachsen. Seit einiger Zeit arbeitete sie in einem Nagelstudio. Ihre Tränen bei der Befragung waren echt gewesen. Ihre Angst auch. «Steht alles im Bericht», sagte Cavalli. «Es steht nie alles im Bericht.» Cavalli dachte an das Oberteil, das Ayse Kaymaz getragen hatte. Hoher Kragen, lange Ärmel, dünner Stoff, der sich weich über ihre Brüste legte. Schwarzes Haar, zu einem Knoten gedreht. Geschwungene Lippen, ausdrucksstarke Brauen, überraschend brüchige Stimme. «Sie ist schön», sagte er. «Du verdächtigst sie?» Zimmer tippte mit der Hand aufs Lenkrad. Rhythmisches Klicken, wo sein Ehering auf Kunststoff traf. «Das habe ich nicht gesagt.» «Sondern?» Sondern, dass da etwas war. In Ayse Kaymaz hatte etwas zu keimen begonnen, Cavalli spürte es. Einundzwanzig Jahre lang war sie Ehefrau und Mutter gewesen. Sie hatte keinen Beruf erlernt, ihr Mann hatte gut für sie gesorgt. Was hatte sie dazu bewogen, sich Arbeit zu suchen? Was hatte es in ihr ausgelöst, Geld zu verdienen? Vor allem, wie war Ergül Kaymaz damit umgegangen? Kollegen hatten den Türken als aufgeschlossen bezeichnet. Zwar besuchte er regelmässig eine Moschee, er verlangte aber von seiner Frau nicht, dass sie seinem Beispiel folgte. Die Kirchenglocken schlugen die volle Stunde. Cavalli zählte mit. Ein Gedanke begann sich in seinem Kopf zu formen. «Sondern?», wiederholte Zimmer. Der Knoblauchgeruch wurde stärker. Cavalli nahm sein Handy hervor, startete das Internet. Tippte «Muslim» und «Freitag» ein. Er las, dass das Freitagsgebet Pflicht war und in der Moschee stattfand. Und dass die Predigt kurz nach Mittag gehalten wurde. Die genaue Zeit richtete sich nach dem Kalender. Cavalli suchte die Moschee heraus, die Ergül Kaymaz besucht hatte. Am Tag, an dem er erschossen worden war, hatte das Gebet um 13.45 Uhr begonnen. War der Mann, den sie suchten, genau dann gekommen, weil er etwas vermeiden wollte – die Begegnung mit Ergül Kaymaz?

Eine weitere S-Bahn fuhr ein, Menschen strömten aus den Wagen. Der Feierabendverkehr hatte eingesetzt. Vor der Kebab-Bude bildete sich eine kleine Schlange. In Cavallis Kopf reihte sich ein Gedanke an den anderen. Als Kurierfahrer hatte Ergül Kaymaz seine Arbeitszeit flexibel gestaltet. Manchmal war er mitten am Tag nach Hause gekommen, manchmal neun Stunden am Stück unterwegs gewesen. Nur freitags hatte er nach dem Mittag immer die Moschee besucht. «Es gab einen anderen Mann», sagte Cavalli. Zimmer sah ihn an. «Ayse Kaymaz hat sich freitags mit einem Liebhaber getroffen», erklärte Cavalli. Der Fahnder schüttelte den Kopf. «Eine Türkin? Niemals.» Cavalli zog eine Augenbraue hoch. «Warum soll eine türkische Frau keine Affäre haben?» «Weil es nicht passt.» «Alles passt.» Cavalli dachte an die Angst der Frau. War sie am Tod ihres Mannes beteiligt gewesen? Hatte sie den Mord zusammen mit ihrem Liebhaber geplant? Oder hatte Ergül Kaymaz die beiden überrascht? Wie hatte er von der Affäre erfahren? Warum war er tot und nicht der Liebhaber? Eine Frau in Leggings schlenderte vorbei, den Blick aufs Telefon gerichtet. Neben ihr ging ein Kind, Chipstüte in der Hand. Die Frau lächelte, tippte mit dem Daumen, das Kind stolperte, Chips fielen zu Boden. «Und dieser Liebhaber soll den Türken umgebracht haben?», fragte Zimmer. «Vielleicht wurden die beiden in Flagranti erwischt.» «Der Liebhaber hatte zufällig eine Pistole dabei?» Zimmers Stimme drückte seine Zweifel aus. Nicht zufällig, dachte Cavalli. Ein Film lief vor seinem inneren Auge ab: «Er weiss etwas», flüstert Ayse. Der Liebhaber zieht sie in seine Arme, Ayse windet sich, sieht ihn ängstlich an. «Das bildest du dir nur ein», er versucht, sie zu küssen. Sie schiebt ihn von sich, schaut nach hinten. «Wir müssen damit aufhören, wenn er es...» Der Liebhaber legt ihr die Hände an die Wangen, drückt ihr einen Kuss auf den Mund. Ayse dreht den Kopf weg. «Wann sagst du es deiner Frau?» Er lässt die Arme sinken, seine Haltung verändert sich. «Du weisst, dass das im Moment nicht geht.» Sie nimmt seine Hand. «Ich habe Angst!» Er drückt sie. «Sobald...» Sobald was? Die Kinder ausziehen? Die Scheidung über die Bühne gegangen ist? Oder hat der Liebhaber gar nicht vor, seine Frau zu verlassen? «Er hat die Waffe mitgenommen, weil Ergül Kaymaz Verdacht geschöpft hatte», sagte Cavalli. «So ein Quatsch.» Zimmer griff nach einer Wasserflasche, schraubte den Deckel auf, trank lange. Cavalli schwieg. Egal, was er sagte, der Fahnder würde widersprechen, das war ihm jetzt klar. Seine Gedanken schlugen eine neue Richtung ein.

Eine ganz neue. «Hast du nie die Abteilung wechseln wollen?», fragte er. Zimmer sah ihn verständnislos an. «Die ganze Zeit auf Achse, die unregelmässigen Arbeitszeiten», zählte Cavalli auf. «Eine grosse Belastung für die Familie.» Zimmer richtete den Blick aus dem Fenster. «Hast du Kinder?», fragte Cavalli. «Nein.» «Was macht deine Frau?» Zimmer drehte sich um. «Können wir den Smalltalk lassen?» Cavalli hob abwehrend die Hände. «Ich wollte dir nicht zu nahe treten. Ich habe nur gehört, dass...» Er verstummte und hoffte, dass Zimmer anbeissen würde. Zimmer kniff die Augen zusammen. «Sprich es ruhig aus.» «Vergiss es.» «Depressionen sind eine Krankheit», sagte Zimmer. «Nichts, wofür man sich zu schämen braucht.» «Das habe ich auch nicht behauptet. Wie lange leidet sie schon darunter?» Zimmer antwortete nicht. Sein Schweigen war laut. Ein neuer Film spielte sich in Cavallis Kopf ab: Zimmer, wie er nach Hause kommt. Kein Licht im Flur, keine Musik aus dem Wohnzimmer, keine Gerüche aus der Küche. Die Kaffeetasse dort, wo er sie am Morgen hatte stehen lassen. Er geht ins Schlafzimmer, küsst die Gestalt, die im Bett liegt. Oder geht er gar nicht mehr zu ihr? Weil er weiss, dass seine Küsse doch nichts ändern? Cavalli verfolgte seinen Gedanken weiter. War es möglich? Er liess sich alles, was er über den Fall wusste, durch den Kopf gehen. Wie gründlich der Täter die Spuren verwischt hatte. Als wüsste er genau, worauf es ankam. Wie glaubhaft Ayse Kaymaz ihre Rolle gespielt hatte. Weil der Schreiber des Drehbuchs ein Profi war? «War sie schon krank, als du sie kennengelernt hast?», fragte Cavalli. Schuldgefühle in Zimmers Augen. Er liebt sie trotz allem, dachte Cavalli. Fühlt er sich verantwortlich für ihre Krankheit? Glaubt er, er hätte sie verhindern können, wenn er immer um fünf Feierabend gemacht hätte? Wenn er sich mit Glück oder Anmut oder Harmonie umgeben, abends davon erzählt hätte, statt von den Abgründen, in die er täglich blickt? Zimmer massierte sich den Nacken. Seine Finger hinterliessen weisse Abdrücke auf der roten Haut. Er hat sich kürzlich die Haare geschnitten, dachte Cavalli. Zimmer startete den Motor. «Warte!» Cavalli öffnete die Beifahrertür. «Er kommt nicht mehr», brummte der Fahnder. «Ich hol mir etwas zu essen», sagte Cavalli. «Willst du auch etwas?» Zimmer zögerte. Cavalli zuckte die Schultern und stieg aus. Türkische Musik, Motorenlärm, quietschende Zugbremsen. Es roch nach Abgas und Friteusenfett.

Die Fahrertür ging auf. «Einen Kebab», rief Zimmer. Cavalli drehte sich um und ging zum Wagen zurück. Er legte den Arm auf die offene Tür, beugte sich vor. Lange betrachtete er Zimmer. Schliesslich fragte er: «Ohne Cocktailsauce, mit Scharf?» ●

©Petra Ivanov, 2017

Petra Ivanov (*1967) ist Autorin und Journalistin; sie lebt in Zürich. 2005 erschien ihr erster Kriminalroman *Fremde Hände*. Seitdem veröffentlicht sie fast jedes Jahr ein neues Buch; hinzu kommen Kurzgeschichten, Jugendbücher und eine Anthologie, gemeinsam herausgegeben mit Mitra Devi. Ihr jüngstes Buch *Schockfrost* (2017, Unionverlag) ist ein Psychothriller des Autorenduos Devi & Ivanov. Weil sie täglich in ihren Geschichten in Mord und Totschlag eintaucht, hat sie ein äusserst feines Gespür für Geräusche.



Foto: Chris Marogg

«Wenn ich die Schritte der Nachbarin höre, die über mir wohnt, gibt mir das ein Gefühl von Geborgenheit. Wäre sie nicht meine Nachbarin, sondern eine Hausbewohnerin, die ich nicht kenne, empfände ich die Schritte als Lärm.»

alles zur zeit

Das war die Eröffnung der Ausstellung über den Takt, der unser Leben bestimmt.



Olga von Schubert, Mira Frye



Nadia Sambuco
Peter Keller



Oskar Pekarek, Elisabeth Pekarek



Monica Vögele, Cornelia Hesse-Honegger



Franziska Schläpfer, Ludwig Hasler



Rita Hegner, Kim Kühne



Margaretha Feldmann



Anne Lehner, Heidi Lehner



Annemarie Hürlimann, Mira Frye



Erna Küng, Ernst Küng



Carla Peca, Lara Baltsch



Ludwig Hasler, Michael Schaepe, Heinz Bürgi



Marietta Gianella-Berry, Kony Deucher



Irene Lehmann



Charlotte Hauswirth



Antonia Steiner, Beat Schelbert



Annemarie Hürlimann



Nicoletta Hoessli, Susann Frölicher



Roger Keller, Elaine Vogel-Keller

Fotos: Franziska Marty



Jürg Bosshard, Susann Bosshard-Kälin



Margrit Weber-Röllin, Agnes Vögele



Sebastian Steiner, Sarah Wirth



Martina Borner



Rita Marty, Christiane Wotzka

heraufbeschwören

Jeder Mensch hat eine Geschichte. Wir werden geprägt durch die Jahre der Kindheit, durch die Beziehung zu Eltern und Familie, durch die ersten Liebesbeziehungen. An manches denken wir zurück, anderes verdrängt und verschuttet ist. Aber auch ganz überraschend ein – von Grund kleiner Impulse oder einer seitlichen Ordnung – die eigene Vergangenheit auch in der

ht knapper. Wir füllen sie nur mit immer mehr Aktivitäten an und s tatsächliche Leben. Es ist nicht die Zeit als solche, sondern unser össe. Sie verschiedene Formen annehmen. Wann e kurz? Woher? Was ist eine Vorahnung? Es sich a raus zu sein oder Einheit nach lich unumg die Zukunft ungev auf einem ahl oder in und Zyklen? zeit und Freizeit fra g nach A nicht Zeit nicht von c das un de

AB SONNTAG
26.11.2017

HALLO, NACHBAR!

Der tägliche Tanz
um Nähe und Distanz

MITTWOCH
13.12.2017, 13:30–16:30

Familienworkshop Mein eigenes Farbportrait



Die Kunstvermittlerin Sarah Wirth nimmt Kinder ab 5 Jahren in Begleitung von Erwachsenen (Eltern, Grosseltern, Tante, Götti etc.) auf eine spielerische Entdeckungsreise durch die Ausstellung mit. Gemeinsam schauen wir uns drei Kunstwerke an und entdecken deren Farbwelten. Im Atelier schlüpfen wir anschliessend selber in die Künstlerrolle und kreieren unser eigenes Farbportrait mit Pinsel und leuchtenden Farben!

Anmeldung: info@voegelekultur.ch (Teilnehmerzahl begrenzt)
Eintritt: ein Erwachsener mit bis zu zwei Kindern CHF 20.00; jedes weitere Kind plus CHF 5.00

Weihnachtsfilme für Kinder
SONNTAG, 24.12.2017

Braucht das Christkind etwas Zeit für sich?

Möchten Sie Ihren Kindern die Wartezeit auf Heiligabend verkürzen... und in der Zwischenzeit den Weihnachtsabend ungestört vorbereiten oder letzte Besorgungen erledigen? Wir zeigen zwei wunderbare, klassische Weihnachtsfilme für kleine und etwas grössere Besucher. Wenn auch Sie etwas Ablenkung benötigen, empfehlen wir Ihnen zeitgleich den Besuch unserer Ausstellung.

Eintritt für Kinder: CHF 5.00 (mit Sirup und Weihnachtsguetzli)

11:30 **Die Hüter des Lichts**

Peter Ramsey, USA, 2012, Fantasy/Abenteuer, 97 Min., FSK 6

13:30 **Kevin – Allein zu Haus**

Chris Columbus, USA, 1990, Abenteuer/Komödie, 115 Min., FSK 12

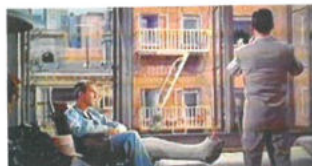


KINO-SONNTAG
14.1.2018, 13:00

Das Fenster zum Hof

Regie: Alfred Hitchcock, USA, 1954, Thriller, 115 Min.

Der Fotoreporter Jeff (James Stewart) hat sich bei einem Unfall das Bein gebrochen und ist für einige Wochen an seine Wohnung gefesselt. Einzige Ablenkung bietet ihm der Blick aus seinem Fenster in den Hinterhof. Er beobachtet das Leben seiner Nachbarn im gegenüberliegenden Wohnblock, doch besonders eine Wohnung weckt sein Interesse: Er glaubt, Zeuge eines Mordes geworden zu sein. **Grosser Klassiker der Filmgeschichte!**



DONNERSTAG
18.1.2018, 12:15–13:00
22.2.2018, 12:15–13:00

Amuse-Bouche

In einer kurzen Führung erläutern wir Ihnen die bedeutendsten Aspekte der Ausstellung, schildern die Überlegungen der Künstler zu ausgewählten Werken und laden Sie danach zu einem leichten Lunch ein.

Eintritt: CHF 12.00, mit Museumskarten CHF 8.00

Geniessen Sie diese inspirierende Kunstpause über Mittag!



MITTWOCH
24.1.2018, 18:30

Poetry-Slam – Ach Du lieber Nachbar!

Das Vögele Kultur Zentrum wird wieder zur Poetry-Slam-Bühne. Vier bekannte Slampoeten wetteifern mit ihren Texten, unter anderem auch zu Kunstwerken der Ausstellung, um den Sieg. Simone Kobler stellt die Werke aus kunsthistorischer Sicht vor.

Mit: **Patti Basler, Lillemor Kausch, Phibi Reichling** und **Gregor Stäheli**, Moderation: **Kilian Ziegler**

Eintritt: CHF 20.00 (inklusive Ausstellungseintritt)

Ticketreservierung: info@voegelekultur.ch und ab 26.11.2017

Tickets auch in der Ausstellung erhältlich.



Foto: ©T. Honegger

Foto: ©Ladina Bischof

Foto: ©Lesley Brügger

Foto: ©Eki.pix

Foto: ©Sven Germann

SAMSTAG
3.2.2018, 12:00–16:00

Fotoworkshop mit Mara Truog

Setzen Sie das Augenmerk auf die Bildkomposition.

Die Bilder der freischaffenden Fotografin Mara Truog wirken eindringlich, leise und poetisch zugleich. Wie sie es schafft, diese intensiven Stimmungen einzufangen, erklärt sie anhand ihrer Fotografien, die sie vom Vögele Kultur Zentrum für das 40-Jahr-Jubiläum gemacht hat. So schärfen wir den Blick für scheinbar Belangloses und legen das Augenmerk auf die Bildkomposition. Danach erkunden wir mit der eigenen digitalen Kamera oder mit dem Smartphone die Nachbarschaft und besprechen eine Auswahl der entstandenen Fotos in einer konstruktiven Bildkritik.

Anmeldung: info@voegelekultur.ch (Teilnehmerzahl begrenzt)
Eintritt: Erwachsene CHF 25.00, Jugendliche (bis 16 J.) CHF 20.00
Material: eigene digitale Fotokamera oder Smartphone sowie USB-Verbindungskabel mitbringen.



KINO-SONNTAG
18.2.2018, 13:00

Life in Paradise – Illegale in der Nachbarschaft

Regie: Roman Vital, CH, 2013, Dokumentarfilm, 78 Min.

«Life in Paradise» spielt in Valzeina, einem idyllischen Schweizer Bergdorf mit dem Ausreisezentrum «Flüeli», das von abgewiesenen Asylsuchenden bewohnt wird. Der Dokumentarfilm zeigt, wie die Schweizer Asylpolitik in der Praxis funktioniert, wie wir mit Asylsuchenden in unserer Nachbarschaft umgehen, wie unser Leben sich dadurch verändert und was es bedeutet, als Abgewiesener abgeschrieben in unserer Heimat leben zu müssen. **Informativ, aber auch berührend.**



! Alle Veranstaltungen und Führungen sind, wenn nicht anders vermerkt, im regulären Eintrittspreis inbegriffen.
Mehr Informationen zum Programm auf voegelekultur.ch

DONNERSTAG
1.3.2018, 18:00–18:45

Klangspaziergang mit Andres Bosshard

Wie klingt Pfäffikon? Auf diesem Klangspaziergang lassen wir uns nicht nur mit den Augen, sondern vor allem mit den Ohren auf unsere Umgebung ein. Wir nehmen die Vielfalt der Geräusche wahr und hören bewusst hin. Selbst unangenehme Lärmemissionen werden plötzlich erträglicher. Mit dem Musiker, Klangkünstler und Klangforscher Andres Bosshard begeben wir uns auf eine akustische Entdeckungsreise in die Nachbarschaft.



Foto: Jürgen Hanke, Karlsruhe

SAMSTAG
10.3.2018, 13:30–16:30

Workshop zur Farbwahrnehmung

Wir lassen uns in der Ausstellung von den Farben ausgesuchter Exponate inspirieren und setzen anschliessend Farbnachbarschaften gestalterisch um. Neben harmonisierenden Farbkombinationen gibt es kontrastierende, sich belebende oder auch spannungslose farbliche Nachbarschaften. Gemeinsam mit der Kunstvermittlerin Sarah Wirth experimentieren wir im Atelier mit diesen Kombinationen, schärfen so unsere Farbwahrnehmung und erleben die Vielschichtigkeit der Farbwelten am eigenen Werk.

Anmeldung: info@voegelekultur.ch (Teilnehmerzahl begrenzt)
Eintritt: Erwachsene CHF 25.00, Jugendliche (bis 16 J.) CHF 20.00



KINO-SONNTAG
18.3.2018, 13:00

Ein Mann namens Ove

Regie: Hannes Holm, SWE, 2016, Tragikomödie, 117 Min.

Der griesgrämige Witwer Ove nervt mit seinen Belehrungen und pedantischen Kontrollgängen durch die Wohnsiedlung die ganze Nachbarschaft. Doch die neue Anwohnerin erkennt, dass sich hinter dem misanthropischen Verhalten eine verletzte, einsame Seele verbirgt. Zögerlich öffnet er sich und beginnt, sich für die Nachbarschaft einzusetzen. Eine skurril bissige Tragikomödie über Einsamkeit im Alter und nachbarschaftliche Hilfsbereitschaft.



Führungen

voegelekultur.ch/fuehrungen

→ **Kultur am Sonntag**
11:15–12:15

Unsere öffentlichen Führungen ermöglichen einen vertieften Einblick in das Ausstellungsthema, gehen differenziert auf Kunst- und wissenschaftliche Exponate ein und inspirieren zu neuen Sichtweisen.

→ **Kuratorenführungen am Sonntag**
3.12.2017, 11:15–12:15
25.3.2018, 11:15–12:15 (Finissage)

Die Ausstellungs-Kuratoren zeigen die Höhepunkte der Ausstellung. Sie vermitteln Hintergrundwissen und bereichern den Rundgang mit eigenen Anekdoten zur Entstehung von *Hallo, Nachbar!*.

→ **Privatführungen**

Gerne gehen wir auf individuelle Wünsche betreffend Termine, Anlässe und Sprachen ein. Kontakt: 055 416 11 14 oder vermittlung@voegelekultur.ch

→ **Führung in
Gebärdensprache**
Sonntag, 17.12.2017,
11:15–12:15

Eine Dolmetscherin übersetzt die Erläuterungen der Kulturvermittlerin simultan in Gebärdensprache.



→ **Mit Ihrem Nachbarn
ins Vögele Kultur Zentrum?**
Mittwoch, 29.11.2017, 14:00–15:00
Donnerstag, 15.2.2018, 18:00–19:00

Wollen Sie Ihren Nachbarn besser kennen lernen oder sich bei ihm für die vielen Gefälligkeiten bedanken? Entführen Sie Ihren Nachbarn zu einem Rundgang durch die Ausstellung, wir laden Sie ein. Gemeinsam tauschen wir uns bei Kaffee und Kuchen – oder bei einem kleinen Apéro – über ein Kunstwerk aus, gestalten einen «Post» und publizieren diesen auf ausgewählten sozialen Medien. Ein kostenloser Ausstellungsbesuch der anderen Art!

Anmeldung und Informationen:
vermittlung@voegelekultur.ch oder 055 416 11 14

→ **Führungen für Schulen**

Zur Ergänzung des Unterrichts oder als Exkursionsziel bieten wir Schulklassen freien Eintritt und kostenlos dialogische Führungen an.

Nächste Einführung für aktive Lehrpersonen:
Dienstag, 28.11.2017, 18:00 (Anmeldung bis 24.11.2017)
vermittlung@voegelekultur.ch oder 055 416 11 14

Für detaillierte Informationen, Anmeldung oder das Anfordern von Unterlagen mit didaktischen Anregungen:
vermittlung@voegelekultur.ch oder 055 416 11 14

DAS BULLETIN PER POST

Im Abonnement zwei- bis dreimal jährlich (CHF 14.00/Jahr):
voegelekultur.ch/abo-bulletin

NEWS PER MAIL

Der Newsletter informiert über alle Veranstaltungen.
 Regelmässige Infos: voegelekultur.ch/newsletter

FACEBOOK

Machen Sie mit und teilen Sie die
 Ausstellungseindrücke: @voegelekultur

ÖFFNUNGSZEITEN

Mittwoch–Sonntag: 11:00–17:00
 Donnerstag: 11:00–20:00
 Montag & Dienstag: geschlossen

OFFEN AN DEN FEIERTAGEN:

Mariä Empfängnis, 8.12.2017
 Heiligabend, 24.12.2017, bis 16:00 Uhr
 Silvester, 31.12.2017, bis 16:00 Uhr
 Dreikönigstag, 6.1.2018

ANFAHRT (AUTO)

A3 Zürich–Chur
 Ausfahrt: Pfäffikon/Seedamm-Center
 Parkplätze: beim Vögele Kultur Zentrum
 oder auf dem Seedamm-Center-Areal

ANFAHRT (ÖV)

Mittwoch–Samstag:
 Vom Bahnhof Pfäffikon SZ mit Bus
 bis «Seedamm-Center» (Linie 195)

Sonntag:
 Vom Bahnhof Pfäffikon SZ
 bis «Schweizerhof» mit Bus (Linie 524)

20-Minuten-Spaziergang vom Bahnhof
 Pfäffikon SZ bis zum Vögele Kultur Zentrum

**GUT ZU WISSEN**

Die Cafébar bietet Getränke, kalte und warme Snacks sowie Lesestoff. Der Shop führt Bücher zu den Ausstellungen, Kunstkarten und originelle Geschenkideen.

Kinder (2–7 Jahre) sind während des Ausstellungsbesuchs der Erwachsenen auch im betreuten Kinderparadies vom Seedamm-Center (zu Fuss 5 Minuten) willkommen. Das Kinderparadies ist am Sonntag geschlossen (ausser 17. und 24.12.).

Das Vögele Kultur Zentrum ist rollstuhlgängig.

IHR TAGUNGsort

Für Anlässe bietet das Vögele Kultur Zentrum verschiedene Möglichkeiten:

Das Auditorium besteht aus einer kleinen Bühne und Konzertbestuhlung für ca. 120 Personen.

Die Aula eignet sich besonders gut für Seminare und Produktpräsentationen.
 (Konzertbestuhlung: 120 Personen; Konferenzbestuhlung an Tischen: 80 Personen)

Bei der Organisation Ihres Anlasses beraten wir Sie gerne: info@voegelekultur.ch oder 055 416 11 11

KONTAKT

Vögele Kultur Zentrum
 Gwattstrasse 14, 8808 Pfäffikon SZ
 055 416 11 11, info@voegelekultur.ch
www.voegekultur.ch

SUPPORTER**IMPRESSUM**

Trägerschaft des Vögele Kultur Zentrum und Herausgeberin des Bulletins (Verlag): Stiftung Charles und Agnes Vögele, CH-8808 Pfäffikon SZ;
 Redaktion: Vögele Kultur Zentrum, Monica Vögele, Stephanie Ringel Editorial Services; Autoren: Yves Bossart, Köbi Gantenbein, Jean-Lucien Gay, Bernhard Gurtner, Ludwig Hasler, Petra Ivanov, Franz Kafka, Simone Kobler, Sebastian Kurtenbach, Jürgen Manemann, Stephanie Ringel, Nadia Sambuco, Alain Claude Sulzer, Björn Stephan, Hans E. Widmer, Nina Wiedemeyer; Gestaltung+Grafik: Michael Schaepe;
 Druckvorstufe: Lutz Repro AG; Druck, klimaneutral: Theiler Druck AG, Nr. 53143-1709-1003; Copyright Texte: Autoren und Herausgeberin;
 Copyright Bilder: S. 6 (Anke Heelemann); © 2017 ProLitteris, Zürich; Luftaufnahmen S. 4/35/55: Reportair.ch; erscheint: November 2017;
 Auflage: 13 000 Ex.



«Die Hoffnung nährt mich, sie nährt ja die halbe Welt, und ich habe
 sie mein Lebtage zur Nachbarin gehabt; was wäre sonst aus mir geworden?»

Ludwig van Beethoven (1770–1827) komponierte Sinfonien, Klavierkonzerte, kammermusikalische Werke.
 Sein Werk ist enorm, genauso wie seine Popularität. Er gehört heute zu den meistgespielten Komponisten der Welt.
 Die Europäische Union wählte seine Ode an die Freude zur Europahymne.

